

Erinnerungen

10 Jahre Kamerun

1956-1965

Vorwort

Erst 2007 habe ich meine Erinnerungen aus unserer Missionsarbeit aufgeschrieben. Anlass dazu war ein Bericht aus den Missionsnachrichten der EBM (Europäische Baptistische Missionsgesellschaft). Es war ein kurzer Artikel über die Anfänge in Dagai. Anfänge, die mein 2001 verstorbener Mann und ich mit zu verantworten haben. Ein solcher Bericht könnte durch zusätzliche Informationen durchaus an Tiefe gewinnen.

Nachdem Freunde uns immer wieder ermutigten, doch endlich einmal unsere Erinnerungen aufzuschreiben, hatten wir im Jahr 2000 damit begonnen. Als Rudi 2001 dann verstarb, waren erst einige wenige Passagen zu Papier gebracht.

Sechs Jahre später hatte ich schließlich die Motivation und die Energie für dieses Projekt zurückgefunden, musste nun aber nicht nur meine eigenen Erinnerungen, sondern auch über Rudis Aufgaben schreiben. Für diese Arbeit habe ich die damalige Korrespondenz mit der Missionsleitung und Rudis Tagebuchnotizen zu Rate gezogen.

Ich habe nicht nur über den Betrieb der Missionsarbeit in Nordkamerun geschrieben, sondern auch über Rudis Übersetzungsarbeit an der Fulbibel. Nach Rudis Verständnis war die Übersetzungsarbeit gleichwertig mit der Aufgabe der Evangelisten, die Gottes Wort mündlich verbreitet haben. Ihm war es das wichtigste Anliegen, dass die Nordkameruner die Bibel in ihrer eigenen Sprache zur Verfügung hatten.

Die Zeit in Kamerun möchte ich in meinem Leben nicht missen, sie bleiben mir weitgehend in guter Erinnerung. Die zahlreichen Begegnungen mit den Menschen in Kamerun waren eine prägende Erfahrung in meinem Leben.

Ingeborg Kassühlke, Althengstett 2008

Anmerkung der Redaktion ☺

Texte, die Dr. Rudolf Kassühlke noch selbst verfasst hat, sind kursiv gedruckt.

Vorgeschichte

Im Jahr 1956 wurden meine Frau und ich von der Europäischen Baptistischen Mission als erste Deutsche nach Kamerun ausgesandt. Während des ersten Aufenthalts handelte es sich um eine Pionierarbeit alten Stils: Aufbau einer Missionsstation, erste Kontakte mit der Bevölkerung in den umliegenden Dörfern, Evangelisation, Taufunterricht für die ersten Christen. Ab 1960 wohnten wir in der größten Stadt des Gebiets, wo neben uns schon eine andere, glaubensverwandte Mission arbeitete. Gemeinsam haben wir eine Bibelschule zur Ausbildung von Katecheten und Evangelisten gegründet und konnten 1964 die ersten von ihnen in den Dienst entlassen.

Schon 1959 wurde ich gebeten, bei der Überarbeitung des Neuen Testaments in Fulfulde mitzumachen. Es lag bereits ein Entwurf davon vor, der aber so nicht verwendbar war. Nach Abschluss dieses Projekts, an dem alle Missionen und Kirchen Nordkameruns beteiligt waren, wurde ich gebeten, die Übersetzung des Alten Testaments in Angriff zu nehmen, weil sonst niemand über ausreichende Kenntnisse des Hebräischen verfügte. Ich nahm den Auftrag an ohne zu ahnen, dass damit die nächsten drei Jahrzehnte meines Lebens ihre Ausrichtung bekamen. Zunächst lief die Übersetzung ja noch neben der Gemeindegarbeit, der Leitung des Missionsfeldes und dem Unterricht an der Bibelschule. Diese sollte ab 1965 zur Ausbildung von Pastoren erweitert werden.

Ausgerechnet zu dieser Zeit kam es zu Meinungsverschiedenheiten und Spannungen mit der Leitung der Mission. Die Folge davon war ein - wie ich es damals sah - vorzeitiger Abbruch meiner Tätigkeit als Missionar. Meine Vorstellungen und Pläne waren zerschlagen. Nur die Bibelübersetzung konnte ich durch diesen Zerbruch hindurch »retten«. Ich war gezwungen, sie ohne direkte einheimische Hilfe in Deutschland fortzuführen; jedes Jahr konnte ich für einen Monat nach Kamerun reisen, um die Entwürfe mit einer Kommission zu überprüfen und zu korrigieren.

Anfang 1966 fragte das neugegründete Evangelische Bibelwerk (später Deutsche Bibelgesellschaft) bei mir an, ob ich bereit wäre, die Abteilung Bibelübersetzung aufzubauen und zu leiten. Ich konnte darin Gottes Führung erkennen und sagte zu. Was sich daraus entwickelte, übertraf alle anfänglichen Erwartungen bei weitem: Neben der Mitarbeit bei allen Revisions- und Übersetzungsprojekten, an denen die Bibelgesellschaft beteiligt war, ging es vor allem um die Umsetzung eines neuen internationalen Übersetzungskonzepts in die deutsche Sprache. Erst musste die linguistische Grundlage erarbeitet und in Seminaren gelehrt werden, dann wurden die Erkenntnisse in der »Guten Nachricht« und in der Fulfulde-Bibel zu greifbaren Ergebnissen geführt. Hinzu kam eine sich mehr und mehr ausweitende Betreuung von Übersetzern in der östlichen Hälfte Europas. Aus einer Nebenbeschäftigung wurde die Hauptsache. Gott hat Berufung, Begabung und Hobby bei mir zu einer Einheit werden lassen. Was ich anfangs als einen Abbruch oder Knick empfunden habe, stellte sich nach ein paar Jahren als geradlinige Weiterführung und Ausweitung meines Auftrags heraus. Aus Enttäuschung wurde freudiges Staunen über Gottes Eingreifen und Zurechtbringen.

Berufung zum Missionsdienst

Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland

Körperschaft des öffentlichen Rechts

BUNDESHAUS: BAD HOMBURG v. d. HÖHE, LOUISENSTRASSE 121

Geschäftsstelle für Berlin-West: Berlin-Charlottenburg, Sybelstraße 16, Telefon 978072
Geschäftsstelle Ost: Berlin-Baumshulenweg, Heidekampweg 28, Telefon 631951

Herrn
Rudolf Kassühlke
(24a) Hamburg 34
Kernbahnstr. 115

© Bad Homburg v. d. H., 1. Okt. 1954
Louisenstraße 121
Telefon 2628 S/I

Lieber Bruder K a s s ü h l k e !

Am 17./18.9.1954 hat sich in Zürich die Europäische Baptistische Missionsgesellschaft konstituiert. Präsident ist Br. H. Vincent, Kassierer O. Winzeler, Zürich und Sekretär bin ich.

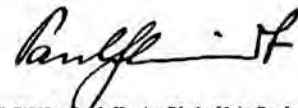
Im Laufe der Verhandlung wurde folgendes zu Protokoll genommen:

"Auf Vorschlag der Deutschen Union wird Rudolf Kassühlke, Kernbahnstr. 115, Hamburg 34, als Kandidat für die Mission angenommen. H. Vincent wird ihm die Annahme mitteilen. Mit dieser Annahme wird die finanzielle Verantwortung für Br. Kassühlke übernommen, d.h. seine Unkosten für die Spezialausbildung an der Universität in Hamburg und seine Sprachausbildung in Paris."

Es wird dann noch etwas über die Daten gesagt, aber das lasse ich zunächst fort. Wie Sie aus dem Text ersehen, bekommen Sie die schriftliche Nachricht von Br. Vincent, Paris. Wahrscheinlich wird sie schon in den nächsten Tagen kommen. Wenn ich in der ersten Hälfte d.M. in Hamburg bin, werde ich Gelegenheit nehmen, mit Ihnen noch darüber zu sprechen. Sehen Sie dieses Schreiben als eine vorläufige Mitteilung an. Ich freue mich, dass wir zu dieser Beschlussfassung kommen konnten und wünsche von ganzem Herzen, dass darauf der Segen Gottes auch für Sie und Ihre Braut ruhen möge.

Mit herzlichem Brudergruss

I h r



Postcheck-Konten: Frankfurt (Main) 56211 · Essen 36910 · Berlin-West 11982 · Berlin (Ost) 76802 · Bank-Konto: Rhein-Main Bank Bad Homburg 60356

Brief von Paul Schmidt (Sekretär des Exekutiv-Komitees der Europäisch Baptistischen Missionsgesellschaft – EBM) an Rudi Kassühlke

Sprachausbildung in Paris, Alliance Française:

Société Missionnaire Baptiste Européenne

European Baptist Missionary Society — Europäische Baptistische Missionsgesellschaft

Siège : Stockerstrasse, 17 · ZURICH (Suisse)

Comité :

Président :

M. Henri Vincent, pasteur
48, rue de Lille, Paris 7^e

Secrétaire :

M. Paul Schmidt
Luisenstrasse 121
Bad Hombourg (Allemagne)

Trésorier :

M. Otto Winzeler
Stockerstrasse 17
Zurich (Suisse)

Trésorier pour la France :

M. Jean Tanguy
24, rue du Moulin de Pierre
Issy-les-Moulineaux (Seine)

Adresse pour la France :

48, rue de Lille, Paris 7^e

Compte Chèques Postaux :

Fédération Eglises Baptistes
Paris 2581-31

Paris, le 29 Juin 1955

Herr R. Kassuhlke
Hamburg 34
Rennbahnstrasse 145

Cher frère

J'ai bien reçu votre lettre du 3 Juin, et je vous remercie.

Je note que vous arrivez à Paris le 10 Octobre.

Nous n'avons pas encore trouvé un petit logement pour vous où vous pourrez faire la cuisine. Nous pourrions peut-être le trouver avant votre arrivée ici le 10 Octobre, mais, pour être sûrs que vous serez logés dès votre arrivée, nous pourrions vous loger à l'Alliance française même, qui ouvre une pension le 1er Juillet.

Pour que je puisse vous faire inscrire, il faut que vous me renvoyiez la fiche ci-inclus, remplie à votre nom, en y indiquant simplement

Nom Prénom

Date de naissance Nationalité

Profession

Adresse actuelle

Ce qu'il faut, c'est surtout votre signature.

J'ajouterai moi-même ce qui pourra être nécessaire concernant la future Mme Kassuhlke.

Mais il faut aussi que vous me donniez séparément: son nom, prénoms, date de naissance, adresse actuelle.

Fraternellement en Christ

Henri Vincent

Endlich kann es losgehen ...

Es ist wirklich das Dröhnen und Vibrieren des Flugzeugs, kein Traum! Sobald ich die Augen öffne, sehe ich, dass wir im Flugzeug sind. Rudi sitzt neben mir, und vor uns steht der Tragekorb, in dem unser Matthias liegt – gerade neun Wochen alt.

Natürlich waren wir jungen Eltern gewarnt und für unsere Verantwortungslosigkeit getadelt worden. Wer reist denn schon mit einem kleinen Baby ins Ungewisse, dazu noch ins schwarze Afrika, mitten in den Urwald? Alle diese Einwände haben mich als junge Mutter gar nicht anfechten können, sondern nur Unverständnis ausgelöst. Gott hat uns den Auftrag gegeben, deshalb stehen wir unter seinem Schutz, besonders aber unser Baby. Um diesen Auftrag wussten wir seit vielen Jahren. Vier Jahre haben wir uns in der Ausbildung darauf vorbereitet, 1955 haben wir beide unsere Examen abgelegt, Rudi in Theologie und ich als Krankenschwester.

Nach den Examen haben wir geheiratet. Für unsere Verhältnisse heute war es eine bescheidenen Feier, aber damals lebten wir alle noch bescheiden. Das sahen wir gar nicht so, wir fühlten wie Könige. Die arme Kriegszeit war uns noch tief in Erinnerung. Für mein Brautkleid konnte ich eine schwere weiße Seide kaufen. Es war Sommerschlussverkauf, deshalb habe ich für die vielen Meter nur DM 30,00 ausgeben müssen. Das war für mich trotzdem eine gewaltige Summe. Aber ich wusste, dass meine Schwester Gerda das Kleid nähen würde. Sie hat sich viel Mühe gegeben, es war ein wunderschönes Kleid.

Gefeiert wurde in meinem Elternhaus. Ich hatte meine Kolleginnen mit ihren Verlobten eingeladen, Rudi zwei Mitstudenten vom Theologischen Seminar. Somit waren wir eine ziemlich bunte Hochzeitsgesellschaft. Die Trauung hat Alfons Siegel vollzogen, den wir aus der Heerener Zeit schon lange kannten. In dem kleinen Gemeindesaal stand er vor uns und meinte: „Stellt euch vor: die beiden wollen heiraten. Schlimmer noch: sie wollen nach Afrika! Wenn das nur gut geht! Wenn es auf die beiden ankäme, kann das gar nicht gut gehen. *Aber der Herr ist treu!*“ – Das war sein Trautext.

Meine Mutter hatte eine Nachbarin gebeten, die Küche zu übernehmen; das war einfach praktische Nachbarschaftshilfe, wie wir sie kannten. Als wir vom Traugottesdienst zurückkamen, war der Kaffeetisch für mehr als dreißig Personen gedeckt. Um alles hatte sich Minna Karlsruhn gekümmert. Fürs Abendessen hatte sie Schweinebraten, Rotkohl und Kartoffeln gerichtet. Beim Tischdecken, Bedienen und Geschirr spülen musste niemand helfen, Minna hatte alles im Griff. Das war einfach so, dafür brauchte man kaum Dankeschön zu sagen, bezahlen kam sowieso nicht in Frage, das wäre eine Beleidigung gewesen. Eine Sache hatte meine Mutter sich aber nicht nehmen lassen: Sie hatte eine zünftige Bowle angesetzt. Andere alkoholische Getränke kannte man damals noch nicht, auch wenn es sie gab.

Unsere Gäste hatten ein dickes Problem. Was schenkt man jungen Leuten, die nach Afrika gehen? Handtücher und Tischdecken kann jeder gebrauchen, außerdem lassen sie sich gut verpacken. Wir bekamen fünfzig Handtücher und zwanzig Tischdecken geschenkt. Wir haben uns darüber gefreut; aber lustig fanden wir es schon. Übrigens: von diesen Hochzeitshandtüchern existieren immer noch einige, leider keine Tischdecke mehr!

Noch etwas Wunderschönes: Rudi fand zum 1. Oktober noch meine Lieblingsblumen für den Brautstrauß, zwanzig gelbe Rosen. Das war 1955 etwas Besonderes! Ich weiß heute nicht mehr, wie viele Kilometer er dafür mit dem Fahrrad abgestrampelt hat.

Unsere „Hochzeitsreise“ machten wir in den Schwarzwald, nach Freiburg. Dort wohnte Mutters ältester Bruder Rudolf mit seiner Frau Emeline. Weil die beiden keine Kinder hatten, nahmen sie gerne ihre Neffen und Nichten für kurze Zeit bei sich auf. Als Kind hatte ich schon einmal den Aufenthalt in Freiburg genossen. Weil Onkel Rudolf dazu noch wohlhabend war, konnten man dort für unsere Verhältnisse in Saus und Braus leben. Auch das junge Ehepaar war bei Onkel und Tante willkommen. An ihr Hochzeitsgeschenk kann ich mich sehr gut erinnern. Es war ein Geldgeschenk, weil Onkel Rudolf meinte, so könnten wir unsere geheimen Wünsche besser selbst erfüllen. Wir

bekamen die für uns kaum vorstellbare Summe von 200 Mark. Ich weiß auch noch, was wir dafür gekauft haben: Ich bekam einen grünen Trachtenrock aus Leinen und eine weiße bestickte Trachtenjacke. Rudi erfüllte sich einen langgehegten Wunsch, nämlich einen Band der Theologischen Ethik von Thielicke. Mit dem Rest wollte Rudi mir noch eine Freude machen: einen Goldring mit einem kleinen Diamanten. Der Ring existiert noch.

Paris

Vier Wochen nach der Hochzeit machten wir uns auf den Weg nach Paris, wo wir Französisch lernen sollten. Schon damals war für Frankreich kein Visum mehr nötig. Eine große Erleichterung – dachten wir. Die Probleme begannen gleich an der belgischen Grenze. Weil ich noch als staatenlos galt, hatte ich einen sogenannten Fremdenpass. Meinem Vater war die russische Staatsangehörigkeit nach der Revolution aberkannt worden, weil er schon seit langem im Ausland lebte. In Nazi-Deutschland hat er die deutsche Staatsangehörigkeit nie bekommen, und aufgrund der geltenden deutschen Gesetze wurde durch seine Eheschließung seine ganze Familie staatenlos. Ich hatte zwar schon im Mai 1955 die Einbürgerung beantragt, aber die brauchte ihre Zeit. Rudi musste die Reise also erst einmal allein machen. Er hat dann über die deutsche Botschaft in Paris ein kurzfristiges Visum für mich loseisen können.

Damit ging ich dann allein auf die Reise. In Aachen gab es einen mehrstündigen Aufenthalt, weil ich mir das nötige Formular für die Durchreise durch Belgien besorgen musste. Ich brauchte bei der zuständigen belgischen Behörde alle Überzeugungskünste, um das Papier endlich zu bekommen. Und dann saß ich im Zug nach Paris. Ich weiß noch, wie mulmig mir wurde, weil alle um mich herum nur französisch sprachen, auch der Schaffner. Und ich verstand noch kein Wort dieser Sprache. Hinzu kam die Unsicherheit, ob Rudi meine Post mit der Ankunftszeit auch rechtzeitig bekommen hatte. Wer hatte damals schon Telefon! Das Leben war einfacher und bescheidener. Viele Stunden saß ich so im Zug, ohne mich mit irgendjemandem unterhalten zu können. Es war ja auch noch die Zeit, als Franzosen es nicht gerne zugaben, wenn sie Deutsch verstanden und sprachen.

Dann lief der Zug im Pariser Nordbahnhof ein. Gespannt und mit starkem Herzklopfen habe ich mit den Augen den Bahnsteig abgesucht. Endlich sah ich Rudi, er war in Begleitung eines jungen Mannes. Den hatte man ihm von der Baptistengemeinde in den ersten Tagen zur Seite gestellt, um alle nötigen Behördengänge erledigen zu können, und soviel Französisch konnte Rudi auch noch nicht. Er hatte sich aber in der kurzen Zeit schon die wichtigsten Sätze für den Alltag angeeignet, auch mit der Metro kam er schon zurecht.

Wir wohnten zunächst in einem Studentenwohnheim, das der Alliance Française angeschlossen war. Die Wohnung bestand aus einem kleinen Eingangsflur und einem großen Raum. In einer Nische hatten wir einen Wandschrank und das Waschbecken, wir empfanden das als großen Luxus. Toilette und Duschen waren auf der Etage. Das Restaurant befand sich zwei Stockwerke tiefer und die Sprachschule im Nebengebäude.

Rudi hatte sich gleich nach der Ankunft die Lehrbücher der Schule gekauft und natürlich fleißig darin gearbeitet. Wer die Schule besuchen wollte, musste eine Aufnahmeprüfung machen, die zunehmende Schwierigkeiten enthielt. Auf diese Weise konnte der Prüfer die Studenten gleich in die richtige Klasse einweisen. Ich musste natürlich ganz von vorne anfangen. Ich habe meine erste Lehrerin noch in guter Erinnerung. Ich sehe sie gleich in der ersten Stunde, die Tür in der Hand. Sie schließt die Tür mit den Worten: „*Je ferme la porte.*“ Auf die Tafel schrieb sie dann die Konjugation des Verbs *fermer*. Ich wusste absolut nicht, was das alles zu bedeuten hatte; aber Rudi hatte mir eingebläut: „Schreib alles auf!“ Und dann bekam ich von ihm meinen ersten Nachhilfeunterricht.

Weil Rudi vorgearbeitet hatte, wurde er gleich in die 2. Stufe eingewiesen und hatte damit drei Monate gespart. Aber er arbeitete zu Hause weiter im Voraus. Für die 2. Stufe waren im Programm

der Schule drei Monate vorgesehen. Doch nach einem Monat bestand er eine Übergangsprüfung für die 3. Stufe. Er nutzte die dreieinhalb Wochen Weihnachtsferien, um die Übungen und Aufgaben für den ersten Monat dieser Stufe zu machen und begab sich gleich in den Raum für den zweiten Monat. Nach anfänglichen Bedenken ging seine Lehrerin darauf ein und empfahl ihm, für die restliche Januarhälfte in den dritten Monat zu wechseln.... Und ich arme Frau kam trotz des privaten Nachhilfeunterrichts nur im normalen Programm vorwärts. Das machte mir schon sehr zu schaffen. Erst später wurde mir bewusst, dass andere deutsche Frauen, mit denen ich mich angefreundet hatte, schon vom Gymnasium her Kenntnisse in Französisch mitgebracht hatten.

Irgendwann im Frühjahr 1956 bekam ich dann auch von der Deutschen Botschaft meine Einbürgerungsurkunde als Deutsche und einen regulären Reisepass überreicht. Nun war ich nicht mehr staatenlos. Die ganze Behördenprozedur war über dreiviertel Jahr gelaufen. Beim Ausfüllen des Antrags in Hamburg hatten wir DM 10,00 im Voraus zahlen müssen. Wir rechneten damit, dass die Einbürgerung uns noch eine beträchtliche Summe kosten würde. Doch siehe da: Weil wir arme Studenten waren, bekamen wir sogar noch die DM 10,00 zurück. Manchmal wird man sogar von deutschen Behörden angenehm überrascht. So konnte ich mich endlich problemlos im Ausland ausweisen. – In der Zwischenzeit hatte man uns im französischen Außenministerium auf eine Betreuungsstelle für emigrierte Russen aufmerksam gemacht. Dieses Amt war in einem großen Haus untergebracht, so dass wir uns ziemlich lange bis zur richtigen Stelle durchfragen mussten. Wir konnten ja noch nicht genügend Französisch, und Russisch hatte mir mein Vater nicht beibringen dürfen. Endlich saßen wir dann einem Russen gegenüber, der ausgezeichnet Deutsch sprach. Er hatte viel Ähnlichkeit mit Rasputin. Das war schon ein interessantes Erlebnis. Den vielen wartenden Menschen auf den Fluren sah man den verarmten Adel an. „Rasputin“ empfahl uns dann in aller Ruhe, einfach die Einbürgerungsurkunde abzuwarten.

Rudi machte weiterhin Riesenschritte. Um das Sprachdiplom zu erreichen, waren von der Schule dreizehn Monate Unterricht vorgesehen. Nach Aussage der Lehrer schaffte das in dieser Zeit etwa die Hälfte der Studenten. Danach bestand die Möglichkeit, weitere fünf Monate die 5. Stufe zu durchlaufen, um das höhere Diplom zu erwerben. Zu einem gewissen Zeitpunkt beschloss Rudi, die Prüfungen für beide Diplome zu machen. Damit begann für ihn eine Zeit, in der er in zwei verschiedenen Klassen am Unterricht teilnehmen musste. Statt der programmierten achtzehn Monate brauchte er siebeneinhalb, um dann gleichzeitig beide Prüfungen zu machen. Glaube aber niemand, er habe dafür stundenlang gepaukt. Ich habe ihn nur immer wieder ungläubig gefragt: „Wie willst du die Prüfungen schaffen?“ Die einzige Hausarbeit bestand für ihn darin, die Übungen und Aufgaben des Lehrbuchs zu erledigen – das ging bei ihm sehr schnell – und die französische Literatur zu lesen, die er für das höhere Diplom kennen musste. Ich sah auch, dass er häufig Abschnitte in diesen Büchern rot unterstrich. Das war seine ganze Arbeit, um die Sprache zu lernen: wöchentlich sieben Doppelstunden in der Schule und zu Hause französische Bücher lesen! Ich bin mir dabei total dumm vorgekommen, weil ich es so schnell auch nicht wagte, mit Franzosen zu sprechen.

In der Zwischenzeit hatten wir uns eine kleine Wohnung in Montreuil sous Bois, einem nordöstlichen Vorort von Paris gemietet. Ich hielt es einfach nicht aus, nur ein einziges Zimmer zu haben und nur im Restaurant essen zu können. Das Zimmer wurde dazu noch von einer Putzfrau gesäubert. Keine praktische Arbeit, den ganzen Tag nur hinter Büchern hocken, das war nichts für die Tochter meiner Mutter. In der anderen Wohnung hatte ich so endlich den nötigen Ausgleich.

Einige Monate nach unserer Ankunft war auch Fritz Borchers, der für Kamerun vorgesehene Bauingenieur zum Sprachstudium nach Paris gekommen. Weil er unverheiratet war, wurde er in der Bibelschule in Nogent untergebracht. Wir trafen uns täglich in der Sprachschule, an den Wochenenden kam er zu uns. Sonntags fuhren wir zum Gottesdienst in der Baptistengemeinde in der Rue de Lille. Anschließend ging es dann wieder zu Dritt in unsere Wohnung zum Mittagessen. Die Nachmittage nutzten wir für Besichtigungstouren in Paris. Beim Essen klagte Fritz jedes Mal, bei den kärglichen Mahlzeiten in Nogent müsse er immer hungrig vom Tisch aufstehen. Deshalb machten wir Fritz ein Angebot. Unsere Wohnung hatte doch Wohnzimmer, Schlafzimmer und Küche, dazu kam noch ein winziges Zimmer. Warum sollte das leer stehen? Fritz nahm unser

Angebot sehr gerne an. Somit hatte ich für drei Personen zu kochen. Das war aber unproblematisch, denn Fritz hatte gelernt mitzuhelfen. Ich weiß noch genau, dass er täglich die Kartoffeln geschält hat, und davon brauchten wir eine große Menge, weil das am billigsten war. Zusätzlich hat er jeden Mittag abgetrocknet. Wenn Rudi vormittags in der Schule war, begleitete mich Fritz auch zum Markt, um mir die schweren Taschen zu tragen. Ich war damals schon schwanger, und nicht nur Rudi, sondern auch Fritz achtete darauf, dass ich keine schwere Arbeit verrichten musste.

Als Inge bemerkte, dass sie ein Kind erwartete, war uns klar, dass wir die Missionsleitung benachrichtigen mussten. Es war nämlich geplant, dass wir etwa im September '56 ausreisen sollten. Wir meldeten uns also bei Henri Vincent, dem französischen Präsidenten der Mission und Pastor in Paris, zum Gespräch und informierten ihn über die neuen „Umstände“. Er gratulierte uns sehr herzlich. Als ich sagte, die deutschen Brüder seien sicher nicht so begeistert über diese Verzögerung der Ausreise, meinte er: „Die deutschen Brüder müssen noch einiges im Blick auf die Mission lernen.“

Thema Schwangerschaft: Übelkeit, Erbrechen und körperliche Erschöpfung habe ich nie gekannt, ich hatte nur ein dickes Problem: Wir aßen gerne Nudeln mit Tomatensoße. Dazu gab es vielleicht noch grünen Salat, Fleisch nur sonntags, weil wir sparen mussten. Als Sprachschüler der Mission waren wir arm. Geklagt haben wir darüber nicht, es war eben so. So hatte ich einmal eine Tomatensoße in einem Stieltopf zubereitet und wollte sie gerade vom Herd nehmen. Ich hatte vergessen, dass der Stiel nicht fest am Topf saß, darum drehte sich plötzlich der Topf, und die schöne rote Soße ergoss sich auf den Fußboden der Küche. Das war das Ende der Tomatensoße für den Rest der Schwangerschaft. Rudi und Fritz mussten einspringen und den Fußboden säubern. Danach haben die beiden Männer ihre geliebte Tomatensoße allein kochen und essen müssen, natürlich auch hinterher die Teller reinigen. Die Soße riechen hat mir nichts ausgemacht, aber sehen konnte ich sie nicht mehr. Genau dasselbe geschah noch Jahre später bei den folgenden Schwangerschaften. Mit meinem Willen dagegen anzusteuern, war mir unmöglich.

Angst um mein Baby kam immer, wenn wir uns nachmittags nach dem Unterricht beeilen mussten, um einen günstigen Zug der Metro zu erreichen. An der Endstation mussten wir ebenfalls schnell laufen, um noch einen Bus zu bekommen. Mir selbst machte das Laufen nichts aus. Aber bekam es auch meinem Baby?

A propos schwere Arbeit: Als wir dort einzogen, gab es in der Küche einiges zu reinigen. Die Eigentümer wohnten im Erdgeschoss und vermieteten die obere Wohnung gerne an angehende Missionare. Unsere Vormieter, Amerikaner, hatten viel Dreck hinterlassen. Als Erstes fiel mir der Gasherd auf; ich musste einige Zentimeter Übergekochtes mühevoll wegkratzen. Es war fast so wie Steinbrucharbeit; es sah nicht danach aus, dass unsere Vorgänger den Herd jemals gereinigt hätten. – Es war auch noch Winter, und wir mussten kräftig heizen. Nach einer Woche fiel mir auf, dass sich auf den Wänden in der Küche so komische schwarze Bahnen bildeten. Bei näherer Betrachtung entdeckte ich dicken schwarzen Schmier auf den Küchenwänden, die mit Lackfarbe gestrichen waren. Der ganze Küchendunst hatte sich auf den Wänden abgesetzt und war sicher jahrelang nicht abgewaschen worden. Ich brauchte mich also über fehlende praktische Arbeit nicht zu beklagen.

Ein anderes Kapitel war der Ofen im Wohnzimmer. Der wurde mit Anthrazit geheizt, den man durchgehend brennen lässt. Außerdem kann man den Ofen einige Stunden sich selbst überlassen und muss nicht ständig nachlegen. Nur einmal in der Woche mussten wir ihn ausgehen lassen, um ihn zu säubern und die Asche zu entfernen. Weil samstags kein Unterricht war, wurde diese Arbeit dann am Vormittag erledigt. Ich sehe Rudi noch stundenlang vor diesem Ofen liegen und pusten – ganz vorsichtig. Noch einmal Papier und Holz nachgelegt und wieder gepustet, mal kräftig, mal zart, dann erneutes Schimpfen und dasselbe von vorn ... War das ein Jubel, wenn der Anthrazit endlich wieder glühte und Wärme ausstrahlte. Die brauchten wir auch, denn ich erinnere mich, dass wir einen sehr kalten Winter hatten.

Das Treppenhaus hätte auch dringend eine gründliche Reinigung gebraucht. Ich habe aber nicht eingesehen, weshalb ich den Schmutz von vielen Jahren beseitigen sollte. Das haben nach uns dann die beiden Diakonissen Ingeborg und Lisbeth besorgt. So hatte jeder von uns etwas beizutragen. Mit den beiden haben wir uns später in Nordkamerun bestens verstanden. Auch mit den

Vermietern, einer französischen Familie, gab es keinerlei Probleme. Sie haben uns einige Male zum Essen bei sich eingeladen, was für Franzosen keine Selbstverständlichkeit ist.

Mitte Juli machte Rudi dann beide Prüfungen. Für mich die zur Verfügung stehende Zeit einfach zu kurz, um ebenfalls eine Abschlussprüfung zu machen.

Erst während dieser Zeit in Paris ist mir bewusst geworden, dass Gott mir eine erstaunliche Begabung für Sprachen geschenkt hatte. Eigentlich hätte ich das schon beim Theologiestudium sehen müssen. Als Achtzehnjähriger entdeckte ich im Umzugsrest eines Pfarrers, der die Wohnung meiner Eltern vorher benutzt hatte, ein griechisches Neues Testament. Der damalige Leiter des Bundesverlags in Witten schenkte mir aus seiner Privatbibliothek eine Grammatik des neutestamentlichen Griechisch, die ich mir im Selbstunterricht vornahm und einige Grundlagen erarbeiten konnte. Trotz einer zweijährigen Pause wegen eines Gemeindepraktikums hatte ich dann einen solchen Vorsprung, dass ich für die Hausaufgaben in Griechisch täglich maximal 20 bis 30 Minuten brauchte. Nach dem ersten Semester beschloss ich, den griechischen Stoff für das zweite Studienjahr für mich selbst durchzuarbeiten, um die Prüfung ein Jahr früher abzulegen. Der Griechisch-Dozent war nicht einverstanden, ließ aber schließlich zu, dass ich die Klausuren mit den Studenten des vierten Semesters ablegte, doch weiterhin am Unterricht des zweiten Semesters teilnahm. Das Prüfungsergebnis fiel besser aus als bei allen Älteren.

Die frei gewordenen fünf Wochenstunden im zweiten Studienjahr nutzte ich, um Vorlesungen von Walter Freitag an der Missionsakademie zu belegen und im Afrikanischen Seminar das Orchideenfach Ful. Für diese afrikanische Sprache waren wir im ersten Semester drei Studenten, im folgenden nur noch zwei. Wegen unterschiedlicher Ferientermine waren mir die anderen immer schon drei Wochen voraus, doch diesen Vorsprung konnte ich in weiteren drei Wochen einholen. Unser Professor arbeitete gerade an einer Grammatik für diese Sprache. Das Besondere daran war seine Entschlüsselung des Klassensystems für die Substantive, das im Vergleich mit anderen vorausgehenden Versuchen eine richtige Revolution war. Die zwei Semester bei ihm haben mir für die spätere Arbeit in Kamerun einen Riesenvorsprung vor älteren Missionaren gegeben.

Wegen dieser Begabung war es dann in Paris möglich, immer wieder Unterrichtsmonate zu überspringen. In der von Inge erwähnten 3. Stufe mussten wir einmal einen Hausaufsatz schreiben. Die Lehrerin gab ihn mir zurück mit der Bemerkung, ich müsse von meiner frühesten Kindheit an Französisch gelernt haben. Ich musste ihr sagen: „Sie irren sich, ich habe vor knapp drei Monaten angefangen.“

Von den fünf Monaten der 4. Stufe brauchte ich nur zwei zu machen. Weil die 5. Stufe nicht jeden Monat begann, sondern feste Termine im Jahr hatte, kam ich erst im dritten Monat dazu. Die Klasse hatte die Hälfte des Literaturprogramms bereits hinter sich. Das hatte für mich noch eine erschwerende Konsequenz: Für die schriftliche Literaturprüfung gab es drei Themen zur Wahl; je eins über die beiden behandelten Autoren und ein vergleichendes. Weil ich den ersten Autor, Baudelaire, nicht mitbekommen hatte, blieb mir nur ein Prüfungsthema zum zweiten Autor, Malraux. Dessen Romane musste ich deshalb gründlich lesen und mit Unterstreichungen versehen.

Bei den tausend angemeldeten Kandidaten für die erste Prüfung kam ich auf Platz 10 von den 250 Kandidaten für das Diplôme Supérieur hatte ich das fünftbeste Ergebnis. Darauf einbilden kann ich mir absolut nichts, alle anderen haben sich bestimmt mehr anstrengen müssen. Ich habe das auch der Missionsleitung gegenüber deutlich gesagt, als man mir gratulierte. Meinen dringenden Appell, nachfolgende Missionare nicht an meinen Resultaten zu messen, haben sie allerdings nicht befolgt, sondern von ihnen gleiches erwartet.

Die Prüfungen an sich waren so wie Prüfungen eben sind. Was mir dabei zu schaffen machte, war etwas ganz anderes. Ich bekam am Wochenende vorher heftige Zahnschmerzen, weil ein Backenzahn sich entzündet hatte. Zeit für den Zahnarzt war nicht drin, also habe ich das Loch im Zahn mit Watte zugestopft und immer wieder etwas Pfefferminzalkohol darauf geträufelt. Es hat auch während der Examenstage einigermaßen geholfen, so dass die Ergebnisse nicht beeinträchtigt wurden. Dafür bin ich nach dem anschließenden Zahnarztbesuch einige Tage mit einer dick geschwellenen Backe umhergelaufen.

Letzte Vorbereitungen in Deutschland

Dann ging es wieder Richtung Heimat, um die Ausreise vorzubereiten. In Paris hatte wir noch einiges für unser Baby eingekauft, darunter eine Attraktion für Deutschland, nämlich eine Babytragetasche. Damit sind wir auch überall zu Hause mächtig aufgefallen. Für mich selbst konnte ich schicke Umstandsmode kaufen, alles bei „Prénatal“. Frankreich galt immer schon als sehr kinderfreundlich, Deutschland war auf diesem Gebiet nicht gerade fortschrittlich. In der Métro machte man mir sofort Platz, wenn ich den Wagen betrat, zu Hause habe ich oft gegenteilige Erfahrungen gemacht. Die Geburt unseres ersten Kindes war für Anfang Oktober zu erwarten. Mitte September fuhren wir deshalb nach Hamburg.

Die Situation in Nordkamerun hatte sich inzwischen leider völlig verändert. Maurice und Madeleine Farelly waren im Herbst 1955 als erste Missionare unserer Mission nach Nordkamerun gegangen, um dort eine neue Arbeit zu beginnen. Maurice hatte schon seit 1926 mit der Pariser Mission im Süden des Landes gewirkt, seine erste Frau war dort auch gestorben. Ihr Grab ist heute noch in Ndikinimeki zu sehen. Für die neue Arbeit waren sie von Deutschland großzügig ausgestattet worden. In Meri, einem Dorf am Rand des Mandaragebirges, etwa 40 Kilometer von Maroua entfernt, gründeten sie eine Station unter den Mofu. Die Arbeit lief auch zunächst sehr gut an. Aber als Franzose hatte Farelly die politische Lage im Norden nicht richtig eingeschätzt.

Nordkamerun war ziemlich unterentwickelt und noch nicht ausreichend verwaltet. Die Kolonialverwaltung war deshalb auf die traditionellen Strukturen der Afrikaner angewiesen. Für den ganzen Bereich um Maroua – und dazu gehörte auch Meri – war der Emir der Fulbe in Maroua zuständig, der weitgehend nach islamischem Recht regierte. Weil er außerdem auch Mitglied des Territorial-Parlaments war, musste man mit ihm rechnen.

Genau das aber hatte Farelly nicht getan. Er setzte Südkameruner Verhältnisse voraus und legte sich mit dem Emir an. Der machte seinen Einfluss in der Hauptstadt geltend und ließ Farellys aus dem Norden ausweisen. Sie mussten deshalb wieder in den Süden des Landes zurück. Geplant war, dass wir von ihnen in die Arbeit eingeführt wurden, um dann eine zweite Station zu eröffnen. Rudi hatte deswegen sein Studium in Hamburg um ein Jahr verkürzen müssen. Die schlimmen Nachrichten erreichten uns in Paris. Was nun? Nordkamerun war für die Mission zunächst einmal blockiert.

Henri Vincent hörte sich bei der Pariser Mission um und erfuhr dort, dass deren gemeinsames Werk mit den amerikanischen Presbyterianern, ein Gymnasium in Libamba, mitten im Urwald 90 Kilometer südöstlich von Yaoundé, eine Vertretung für den Deutschlehrer suchte. Dieser war für ein Jahr in Urlaub. Sein Brief erreichte uns in Hamburg ein paar Tage nach der Geburt unseres Matthias, der am 5. Oktober das Licht der Welt erblickte. Später erfuhren wir, dass es sich bei dem Deutschlehrer um Walter Trobisch handelte. Für uns war das Angebot eine willkommene Überbrückung, zumal wir nicht wussten, wann ein Wiederbeginn im Norden möglich sein würde. Aber aus diesem Grund musste der Ausreisetermin wieder vorgezogen werden. Für die Vorbereitungen blieb doch nicht soviel Zeit wie wir nach den Ereignissen in Kamerun gedacht hatten. Nun galt es, bis Anfang Dezember alles gerichtet zu haben.

Doch alles der Reihe nach: Zurück in Deutschland, hatten wir einige Einkäufe zu machen. Die Windeln fürs Baby habe ich selbst genäht, ungefähr 50 Stück. Die haben dann für alle drei Kinder gereicht, es gab eben noch gute Stoffqualität. Auch die Bettwäsche habe ich selbst genäht, das war billiger, und bei solchen Dingen wurde immer das Günstigste genommen. Schwieriger wurde es mit den Sommerkleidern, die Gerda für mich machte. Ich konnte sie ja schlecht anprobieren – das Baby war da etwas im Weg. Ich weiß nicht mehr wie, aber Gerda und ich haben eine Lösung gefunden.

Der deutsche Teil der Missionsleitung hat die Nachricht von meiner Schwangerschaft zwar höflich hingenommen, ganz glücklich war man aber kaum, weil im Normalfall die für September vorgesehene Ausreise verzögert worden wäre. Jedenfalls hat man beschlossen, dass die nachfolgenden Kandidaten als Verlobte zum Sprachstudium nach Paris gehen sollten, damit nicht wieder eine Ausreise durch eine ungeplante Schwangerschaft verschoben würde.

Dass ich von diesem Beschluss nicht viel hielt, habe ich den Brüdern deutlich gesagt. Es kam so wie ich angekündigt hatte: Die Verlobten mussten, um sich sehen und treffen zu können, quer durch Paris fahren und hatten so weniger Zeit zum Lernen als wenn man sie zusammen gelassen hätte. Noch etwas anderes haben die Brüder nicht verstanden. Ich habe sie dringend gebeten, meine Ergebnisse beim Sprachstudium von nachfolgenden Missionaren nicht zu erwarten, weil meine Sprachbegabung nicht bei jedem vorausgesetzt werden könne. Es hat nichts geholfen, sie waren enttäuscht über die Länge der nötigen Zeit und zogen die falschen Konsequenzen daraus. Für sie war es eine Bestätigung ihres Beschlusses, die Kandidaten nicht vorher heiraten zu lassen. Zwei Kandidaten haben sich später geweigert, unverheiratet nach Paris zu gehen; sie wurden deswegen abgelehnt. Die Mission hat auf diese Weise sehr fähige Leute verloren.

Von Anfang August bis Ende Oktober hatte ich noch eine besondere Aufgabe: Die Gemeinden in Deutschland mussten ein neues Bewusstsein bekommen, dass es wieder eine Außenmission gab. Zu diesem Zweck habe ich viele Gemeinden aufgesucht, Vorträge gehalten und gepredigt. Die Aufnahme war überall großartig und für mich eine starke Ermutigung. Anstrengend waren die Besuche allerdings auch: Ich musste alle Fahrten mit der Bahn machen und hatte neben meinem Gepäck auch noch einen gewichtigen Diaprojektor zu transportieren.

Ungefähr drei Wochen vor dem Entbindungstermin sind wir nach Hamburg ins Albertinenhaus gefahren. Im Krankenhaus dieser Diakonissen hatte ich ja nach meinem Krankenschwesternexamen ein halbes Jahr auf der Entbindungsstation gearbeitet. Während dieser Zeit hatte ich das Neugeborenenzimmer verantwortlich zu betreuen und außerdem der Hebamme bei Entbindungen zu assistieren. Die Arbeit hat mir so viel Freude gemacht, dass ich es damals bereute, nicht meine Ausbildung als Hebamme gemacht zu haben. Unsere Hebamme war die Diakonisse Schwester Mechthild. Sie war eine erfahrene, ausgezeichnete Fachkraft, für die Wöchnerinnen eine mütterliche Frau, aber für uns Schwestern ein Dragoner. Ich hatte damals bei ihr nichts zu befürchten, weil ich ihr nach dem ersten üblen Anpiff nur gesagt hatte, ich könne sie verstehen, weil sie ja eine große Verantwortung für Mutter und Kind habe. In der Folge war sie mit mir umgänglich und lieb. Aber sogar die Assistenzärzte mussten springen, wenn Schwester Mechthild Anweisungen gab. Ihre fachliche Erfahrung wurde von allen geschätzt.

Darum wusste ich mich bei ihr auch in den besten Händen. Schwangerschaftsvorsorge kannte man damals kaum. Man ging als werdende Mutter nur zum Arzt, wenn man Probleme hatte. Und die hatte ich nicht, mir ging es gut. So dachte ich. Schwester Mechthild sah mich bei der Begrüßung nur an und sagte: „Sie gefallen mir nicht, sofort Untersuchungen machen!“ Ergebnis: zu hoher Blutdruck, Gesichtsoedeme und vieles mehr. Als Krankenschwester wusste ich sofort, welches Risiko für mich bestand: Eklampsie. Ich schreibe aus dem medizinischen Wörterbuch ab: Schwangerschaftstoxikose mit blitzartigen Krampfanfällen, die meist unmittelbar vor oder während der Geburt auftreten. Für mich bedeutete das strikte Bettruhe, salzfreies Essen und Flüssigkeitseinschränkung, damit die Nieren genügend entlastet wurden, um die eingelagerten Gifte ausscheiden zu können.

Am 5. Oktober wurde Matthias geboren. Wie gut für mich, von Schwester Mechthild betreut worden zu sein. Ihrem Können verdanke ich es neben Gottes Güte, dass ich gesund geblieben bin. In Afrika hätte ich diese Hilfe damals nicht haben können. Zehn Tage nach der Geburt ging es wieder Richtung Heimat. Dort hieß es packen und nochmals packen. Mitte November machten wir uns dann auf den Weg.

Unsere erste Zwischenstation war Zürich, wo am 18. November die Aussendungsfeier in der dortigen Baptistengemeinde stattfinden sollte. Meine Mutter und Schwiegermutter waren um das Baby und die Wöchnerin sehr besorgt, das konnte ich gar nicht verstehen. Unser Baby war auf der

Zugreise in dem Tragekörbchen doch bestens untergebracht! Ich war auch nicht unsicher als junge Mutter, die Erfahrung im Neugeborenenzimmer hatte mir die nötige Sicherheit gegeben.

In Zürich wurden wir fürstlich untergebracht. Der damalige Schatzmeister unserer Mission, Otto Winzeler, besaß in Zürich ein großes Hotel und ein weiteres im Berner Oberland. Er stellte uns eine kleine Suite zur Verfügung. Während der Feierlichkeiten vor- und nachmittags war auch für Matthias bestens gesorgt, denn Frau Winzeler, selbst Mutter von sechs Kindern, kümmerte sich um ihn.

Unsere Aussendungsfeier habe ich noch in guter Erinnerung. Die Predigt am Sonntagmorgen hielt Hans Luckey, der Direktor des Theologischen Seminars in Hamburg. Von Rudi wusste ich, dass er den Studenten immer als geistlicher Vater begegnete. Ich selbst hatte ihn nach meinem Examen bei einer ersten Begrüßung in Hamburg auch als solchen erfahren: keine Spur Auftreten als wichtiger Mann, sondern Vater für die nachfolgende Generation.

Seine Predigt hatte als Grundlage 1Kor 4,10: „Wir sind Narren um Christi willen.“ Vieles, was wir in seinem Dienst tun, erscheint dem Denken unserer Zeitgenossen als absolut unsinnig, ebenso wie der Tod Jesu am Kreuz. Aber mit solchen Narren treibt Jesus sein Werk weiter. Die Predigt wurde später als „Narrenpredigt“ sehr bekannt, sie erschien auch gedruckt.

Noch heute kann ich sagen: Es tut wohl, wenn man als junger Mensch solche Väter erlebt hat. Sie geben Sicherheit fürs Leben. Ich erinnere mich auch noch an Frauen in der Gemeinde Zürich, die mir als junger Mutter Mut gemacht haben.

Nach der Aussendungsfeier ging es weiter nach Paris. Wie ich es geschafft habe, immer wieder aus dem Koffer zu leben, zu packen, das Baby zu baden und seine Windeln zu waschen, weiß ich heute nicht mehr. Ich weiß nur, dass es mir keine Probleme machte. Matthias war ja auch ein pflegeleichtes Baby, und zudem hatten wir noch eine besondere Attraktion, nämlich eine aufblasbare Badewanne, die wir bei „Prénatal“ erstanden hatten.

In Paris bezogen wir wieder für mehrere Tage ein Hotelzimmer, das ich noch vor Augen habe. Alles war knallrot: Tapeten, Teppichboden, Tagesdecke auf dem Doppelbett. Wir haben noch ein Bild von Klein-Matthias, wie er auf dem roten Bett liegt, mit einem himmelblauen Strampelanzug auf einer hellgrünen Decke und einem aufgespannten Schirm darüber, um das grelle Licht der Deckenlampe von ihm abzuhalten. Der Ausblick aus dem einzigen Fenster ging in den Hinterhof. Auf der Wand des gegenüber liegenden Hauses stand in mindestens meterhohen Buchstaben MERDE – Übersetzung anstandshalber ausgeschlossen. Ob es vergnügliche Tage für uns waren? Ich weiß nur, dass wir viele Fahrten mit der Metro zu machen hatten, natürlich immer mit Baby. Es ging dabei um die vorgeschriebenen Schutzimpfungen gegen Gelbfieber und Pocken und um die Malariaphylaxe, natürlich auch fürs Baby. Wir mussten deswegen mehrmals zum Institut Pasteur.

In unserer früheren Wohnung lebten nun Lisbeth Sullus und Ingeborg Gruppe, zwei Diakonissen, die am 15. Juni nach Paris gekommen waren und uns später nach Kamerun folgten. Sie hatten in der Zwischenzeit unsere Reinigungsaktion fortgesetzt und das Treppenhaus ziemlich radikal ausgemistet. Der Teppichläufer war bis dato anscheinend nur ab und zu mit dem Staubsauger behandelt worden, jedenfalls klebte er vor Dreck an den Stufen. Die beiden Schwestern haben ihn kurzerhand heruntergerissen.

Dann kam der 5. Dezember 1956, unser Abreisetag. Wir flogen von Paris aus, weil eine der französischen Luftfahrtgesellschaften für Missionare einen günstigen Rabatt eingeräumt hatte. Ich weiß nicht mehr genau, wie ich alles gepackt habe, wir hatten ja nur jeweils 30 kg Freigepäck und eine Tasche für das Baby. Es war ja schon Winter und wir hatten unsere warmen Mäntel an. Lisbeth und Ingeborg begleiteten uns zum Flughafen Le Bourget und nahmen unsere Mäntel entgegen, die sie dann später nach Deutschland brachten.

Der Flug ging mit einer viermotorigen Propellermaschine, Düsenflugzeuge gab es noch nicht. Entsprechend lange hat es gedauert – elf Stunden. Gegen Abend flogen wir ab und sollten morgens um 6.00 Uhr in Douala ankommen. Die Stewardess hat für mich die Babyflasche mehrere Male gerichtet. Wenn Matthias wach wurde und schrie, sah ich es nur an seinen lebhaften Bewegungen.

Immer wieder schaue ich ins Babykörbchen. Hören kann ich es nicht, wenn Matthias nach seinem Fläschchen verlangt. Er schläft trotz des Motorenlärms. Müde schließe ich die Augen. In den letzten Stunden hat sich so viel ereignet. Dass es ein Abschied für Jahre war, haben wir beide gar nicht schmerzlich empfunden, endlich sollen wir ja die neue Heimat kennen lernen. An Schlafen ist nicht zu denken. Wie sieht Afrika aus, was werden wir dort erleben? Ach, die Herzen sind so voll von Erwartungen und Fragen.

Erste Tage in Douala

Endlich geht es auf 6.00 Uhr. An der Frontseite der Kabine leuchtet das Schild „Bitte anschnallen“ auf. Es wird heller, viel schneller als wir es von Europa gewohnt sind. Durchs Fenster kann man die ersten Palmen erkennen. Sie sind zwar noch ganz winzig, werden aber immer größer. Und dann hat die Erde uns wieder, und der Augenblick ist gekommen, dass wir ins Freie treten dürfen. So, das ist nun Afrika, genauso haben wir uns die Hitze vorgestellt. Schnell ziehen wir Kostüm- und Anzugjacke aus. Aber darf man das Baby auch ein wenig erleichtern? Schließlich ist es ja ein ziemlicher Unterschied zwischen 5° minus und 32° plus! Als vorsichtige Mutter hebe ich nur das Federkissen etwas an. Eigentlich müsste es Klein-Matthias dann noch warm genug haben!



Ankunft in Douala

Auf dem Flugplatz werden wir von Missionar Farelly empfangen, und schnell werden alle Gepäckstücke in seinem Geländewagen verstaut. Vorn haben alle vier Personen Platz. So kann die erste Autofahrt in Afrika beginnen. Ich bin entsetzt über den Schmutz, den ich vom Auto aus sehen kann. Werde ich mich an die schmutzigen Hütten und die lumpig gekleideten Leute gewöhnen können?

Nach zwanzig Minuten Fahrt treffen wir auf der Hauptstation der Pariser Mission ein. Auf der Treppe werden wir von Frau Helmlinger begrüßt. Sie ist eine erfahrene Missionarsfrau, seit ungefähr vierzig Jahren mit ihrem Mann in Afrika. Auf mich macht sie einen gewaltigen Eindruck. Als erstes wird auf ihre Anordnung der kleine Matthias von seiner Verpackung befreit. Als junge Mutter bekomme ich einen ordentlichen Schrecken: So darf man doch kein Baby ins Körbchen legen! In Gedanken sehe ich meinen Kleinen schon mit einer Lungenentzündung. Aber Frau Helmlinger ist eine Respektsperson, in ihrer Gegenwart wagt niemand einen Widerspruch; das habe ich sofort erfasst.

Dann werden wir in ein Zimmer geführt. Sofort fällt uns Neuafricanern etwas Weißes über den Betten auf. Das sind also Moskitonetze, die man nun jede Nacht über das Bett ziehen muss. Glasfenster gibt es nun auch nicht mehr, in die Fensteröffnungen ist nur feiner Maschendraht

eingespannt. Nun dürfen wir auch die Tür hinter uns schließen. Schnell werden die Koffer geöffnet, um die leichte Kleidung hervorzuholen. Als ich mein Sommerkleid übergestreift habe und vor mir einen jungen Herrn sehe, muss ich erst lachen. So habe ich Rudi auch noch nie gesehen: Er trägt eine kurze Hose und ein leichtes Sommerhemd darüber. Das gehört wohl auch zu Afrika, muss ich mir sagen.

Erst später wurde uns klar, dass die Kleidungsvorstellungen noch zur Kolonialzeit gehörten: Shorts, Khakihemd (halbe Uniform), Kniestrümpfe, halb hohe Segeltuchschuhe und Tropenhelm. Eigentlich etwas für eine Safari, aber nicht für normales Leben in Afrika.

Plötzlich läutet eine schrille Glocke. Das muss wohl die Tischglocke sein, schließlich ist es 7.00 Uhr, also Frühstückszeit. Schnell gehen wir beide über eine große Veranda ins geräumige Wohnzimmer. Dort müssen wir feststellen, dass wir nicht die einzigen Besucher sind. Da Helmlingers die Hauptstation in der Hafenstadt leiten, hat Frau Helmlinger auch die durchreisenden Missionare und andere Gäste zu versorgen, zumal Douala auch den einzigen internationalen Flugplatz Kameruns hat. So ist hier ständig Betrieb. Wir sind gespannt, was es wohl zu essen geben wird. Was soll man zum Beispiel mit der halbierten Apfelsine anfangen, die auf jedem Teller liegt? Nach einer kurzen Morgenandacht greifen alle zu. Aha, die Apfelsine wird mit einem spitzen Löffel ausgekratzt und verspeist- (Später merken wir, dass man die hiesigen Apfelsinen nicht so schälen kann wie zu Hause.) Danach wird ein großer Teller mit Bananen herumgereicht. Und wie die schmecken! Mit importierten Bananen in Europa, die eine lange Seereise in unreifem Zustand hinter sich haben, kann man die an der Stauere gereiften überhaupt nicht vergleichen. Was hat denn nun schon wieder die Glocke in der Hand von Frau Helmlinger zu bedeuten? Ist es die Möglichkeit! Auf ein Klingelzeichen von ihr erscheint ein Schwarzer. Er mag ungefähr zwanzig Jahre alt sein und hat eine saubere weiße Schürze umgebunden. Sie muss nichts sagen, der Schwarze räumt die Teller zusammen und trägt sie hinaus. Sofort danach erscheint er wieder mit einer großen Schüssel und stellt sie vor Frau Helmlinger hin. Eilig scheint er es nicht zu haben, ein König könnte nicht würdiger und gemächlicher schreiten.

Nun verteilt die Hausherrin aus der großen Schüssel den Porridge. Wir haben plötzlich auch so einen Teller vor uns stehen. Mit einem Seitenblick sehe ich, dass man sich noch Milch und Zucker dazu nimmt, einmal kräftig durchrührt, und man kann beginnen. Nach dem ersten Löffel, den ich im Mund habe, muss ich still in mich hinein lachen. Das sind ja Haferflocken, und die mag Rudi absolut nicht essen! Hier bleibt ihm nichts anderes übrig als seinen Teller auszulöffeln. Auf ein Klingelzeichen hin erscheint der Schwarze wieder und räumt die Suppenteller fort. Niemand scheint es mehr zu beachten, dass man ständig schwitzt. Kann man sich eigentlich an die Hitze und das Schwitzen gewöhnen? Das müssen wir noch in Erfahrung bringen.

Nach dieser durch Gewohnheit geheiligten Kolonialspeise werden noch Brot, Butter, Käse und Konfitüre gereicht. Dazu trinkt man guten schwarzen Kaffee. Das war also unser erstes Frühstück in Afrika.

Während Inge sich mit unserem Matthias beschäftigte, sah ich mich ein wenig auf der Station um. Gleich am Eingang steht die große Kirche, die zur Hundertjahrfeier der Mission in Kamerun errichtet wurde. Den Anfang machte der englische Baptist Alfred Saker 1845. Als Kamerun deutsche Kolonie wurde, zog sich die englische Mission zurück und übergab das Gebiet an deutsche Baptisten, die ab 1892 dort arbeiteten. Nach 1918 wurden Deutsche im französisch gewordenen Mandatsgebiet nicht mehr zugelassen. Die Arbeit wurde von der Pariser Mission übernommen, die sich verpflichten musste, ständig drei baptistische Missionare anzustellen. Auf dem kurzen Weg von der Station zur Hauptstraße begegneten wir zwei alten Afrikaner. Einer von ihnen sprach mich in tadellosem Deutsch an: „Herzlich willkommen in Kamerun! Wie geht es Ihnen? Wie geht es ihrer verehrten Frau Gemahlin?“ Es stellte sich heraus, dass ich es mit Pastor Njopi zu tun hatte, dem Präsidenten der Evangelischen Kirche von Kamerun. Er hatte seine Ausbildung noch vor dem Krieg von Baseler Missionaren bekommen. Wie er mir erzählte, gab es in Douala noch eine beachtliche Gruppe von Alten, die sich einmal im Monat trafen und dann nur Deutsch miteinander redeten.



Pastoren in Douala, die noch Deutsch sprachen

Am Nachmittag steht Maurice Farelly mit seinem Wagen vor der Tür, um uns die Hafenstadt und ihre nächste Umgebung zu zeigen. Dabei besichtigen wir auch mehrere Kirchen. In einer von ihnen übt gerade der Frauenchor. Die Leitung hat ein Mann! Wir beide schauen auf das Buch, das er in den Händen hält. Rudi erkennt es zuerst: Als Vorlage für die Übstunde dient ihm ein altes „Singvögelein“, ein Liederbuch für deutsche Sonntagschulen. Draußen hat sich eine große Kinderschar eingefunden. Es hat sich schnell herumgesprochen, dass neue Missionare eingetroffen sind, und die Kinder strecken uns ihre Hände entgegen. Es bleibt mir und Rudi nichts übrig, als bei dieser Begrüßung mitzuspielen. Aber wie kommt es, dass das Händeschütteln kein Ende nehmen will? Die Kinder stellen sich hinten wieder an, um den Weißen wenigstens dreimal die Hand zu geben.

Langsam müssen wir uns auf den Rückweg machen, denn ich denke an den hungrigen Sohn. Und tatsächlich finden wir im Missionshaus unseren Matthias schreiend vor, weshalb ganz schnell die Flasche zurecht gemacht wird. Während ich sie ihm reiche, wird es draußen schon Nacht. Oft habe ich davon erzählen hören, dass in Afrika die Nacht sehr schnell hereinbricht, aber ungewohnt ist es nun doch. Mit der Dunkelheit setzt draußen auch das Urwaldkonzert ein. Unzählige Grillen beginnen mit ihrem monotonen Singsang.

Auszug aus einem Brief an meine Mutter und meine Geschwister: Douala, 7.12.1956 Für uns klingt das Wort Dezember wie ein Hohn. Seit gestern sind wir nun im warmen Afrika und schwitzen noch in der leichtesten Kleidung. Der Flug war unkompliziert. Unserem Kleinen geht es auch ganz gut, aber auch er muss sich an die Hitze gewöhnen. Auf einer kleinen Besichtigungsfahrt gestern durch Duala waren wir auf den Spuren der deutschen Missionare. Wir trafen sogar einige Afrikaner, die noch deutsch sprachen. Sie zeigten uns auch deutsche Bibeln, die arg zerlesen aussahen. Morgen geht es dann nach Libamba weiter. Wir sind froh, wenn wir uns dort erst einmal richtig eingerichtet haben. Meine Gedanken gehen nach Deutschland, ich habe dann den Advents- und Weihnachtstamtam vor Augen. Ich bin froh, den nicht mitmachen zu müssen.

Meine Mutter antwortete mir bald. Sie war sehr überrascht, so schnell Post aus Afrika zu haben. Ich erinnerte mich an ihre erschrockene Reaktion, als Rudi ihr 1951 von seinem Plan gesagt hatte, Missionar in Afrika zu werden. Mich hatte damals ihre Reaktion überrascht, weil ich nie damit gerechnet hatte, dass meine Mutter um ihre Tochter bangen würde. Aus ihrem ersten Antwortbrief klang nun heraus, dass sie nicht mehr so schrecklich besorgt war. Sie hatte wohl noch Berichte von Missionaren aus früheren Zeiten in Erinnerung mit langen Schiffsreisen und Fußmärschen durch den Urwald. Nun merkte sie, dass Flugzeuge die großen Entfernungen – auch für die Post – sehr viel schneller bewältigten. Dadurch war die Situation im Vergleich mit der Anfangszeit der Mission bedeutend einfacher geworden.

Der nächste Brief an meine Mutter ist vom 11.12. datiert. Jede Kleinigkeit war für uns Anfänger ja wichtig zu berichten. Später, als wir schon einige Jahre Erfahrungen gesammelt hatten, haben wir uns über die Berichte der neuen Anfänger amüsiert, die alles für berichtenswert hielten, was für uns inzwischen Alltag geworden war.

Libamba – ein Gymnasium im Urwald

Nach zwei Tagen in Douala flogen wir weiter nach Yaunde, der Hauptstadt des Landes. Dort holte uns Pierre Adger, der Direktor des Gymnasiums, mit dem Auto ab. Wieder ein ungewohntes Erlebnis: neunzig Kilometer Fahrt auf bester Urwaldstraße. In dem Brief beschreibe ich es so: „Darunter müsst Ihr euch einen Feldweg in Herberts Wald vorstellen.“

Eigentlich nicht ganz so, denn die „Straße“ war von den vielen Lastwagen, die sie ja auch benutzten, so wellig geworden, dass sie an ein Waschbrett erinnerte. Entweder musste man ganz langsam fahren oder mindestens 70 bis 80 Stundenkilometer. Gar nicht so leicht zu entscheiden, weil sie außerdem viele Kurven hatte und so schmal war, dass zwei Fahrzeuge nicht überall aneinander vorbei kamen. Der Urwald wurde zwar an den Rändern der Straße immer wieder nachgerodet, rückte aber so schnell wieder vor, dass man kaum mal mehr als fünfzig Meter Sicht hatte. Über die vielen kleinen Flüsse und Bäche führten aus Holz gebaute Brücken. Sie bestanden in der Regel aus zwei mächtigen Balken, auf denen Querbretter mit einem gewissen Abstand festgenagelt waren. Manchmal verrosteten die Nägel, oder die Bretter splitterten und brachen, so dass der Abstand auch mal einen Meter betragen konnte. Auf den Querbrettern waren zwei breite Bohlen als eigentliche Fahrbahn befestigt. Die Kunst des Fahrers bestand darin, diese Bohlen nicht zu verfehlen – es waren dieselben für kleine Pkws wie für Lastwagen. Natürlich erlebten wir auf der ersten Fahrt auch gleich einen kleinen Unfall: In einer unübersichtlichen Kurve rutschte uns ein leichter Pkw entgegen, der sich an der richtigen Stoßstange des größeren Autos eine tüchtige Beule holte. Uns wurde bedeutet, so etwas gehöre leider auch zum afrikanischen Verkehrswesen.

Neben der Autostraße gibt es noch eine andere Verkehrsverbindung: Zwischen Douala und Yaunde liegt eine Bahnstrecke, die noch zu deutschen Kolonialzeiten gebaut wurde. Sie führt einige Kilometer an Libamba vorbei. Um an eine der beiden möglichen Bahnstation zu gelangen, musste man allerdings das Auto nehmen. Und das besaßen wir noch nicht.

In Libamba wurde uns ein kleines Haus zugewiesen. Die Wände bestanden aus Blech mit einer Isolierschicht aus dicker Teerpappe. Wie man uns später lächelnd erklärte. Hatte die amerikanische Mission mehrere solcher Fertighäuser geschenkt bekommen, die ursprünglich für eine psychiatrische Klinik vorgesehen waren. Die Häuser waren auf einem Grundgerüst aus Holzpfählen aufgestellt worden, so dass man Termitenüberfälle schnell erkennen konnte. Unser Häuschen hatte Wohn- und Schlafzimmer, eine Essecke, Küche, Bad und Arbeitszimmer.



Vor unserem Haus in Libamba

Bei unserer Ankunft wurden wir von mehreren Missionarsfamilien begrüßt. Es war eine Gruppe von Amerikanern und Franzosen. Dazu kamen einige Kameruner Lehrer mit ihren Familien. Für mich als junge Mutter war es besonders schön, dass mehrer Frauen mit Babys und Kleinkindern mir die Hand reichten und mich mit Klein-Matthias freundlich begrüßten. Das war eine Geste, die mir zeigen sollte: „Mach dir keine Sorgen um dein Baby. Wir helfen dir mit Rat und Tat.“ Diese liebevolle Geste habe ich nie mehr vergessen. Auch in anderer Hinsicht hat die Missionarsgemeinschaft den Einstieg erleichtert: Wir wurden reihum zum Essen eingeladen, bis unser Gepäck mit der Bahn nachgekommen war. Auf diese Weise lernten wir alle auch gleich besser kennen.

Unser kleines Haus gefiel mir sehr gut. Es übertraf meine Vorstellungen von Afrika bei weitem. Wir hatten fließendes Wasser und abends sogar Strom. Auch ein großer Kühlschrank gehörte zur Einrichtung, der mit einem Petroleumbrenner arbeitete. Kaum vorzustellen, wie beglückt ich auf dieses „Möbelstück“ reagiert habe. Was machte es da schon aus, dass wir das Trinkwasser abkochen und filtern mussten. Ich fand das ganz normal, schließlich waren wir doch in Afrika. Für „zivilisierte“ Verhältnisse war unser Leitungswasser nicht zu begreifen, es war eine braune Brühe. Matthias wurde in diesem Wasser auch gebadet, dabei hatte ich keine Beklemmungen. Auch das Baby musste sich akklimatisieren, und es ist ihm ganz gut bekommen.



Die Küche in Libamba, das schon gefilterte Wasser zugedeckt

Für die Hausarbeiten bekam ich sofort eine Hilfe, einen jungen Mann aus dem Bassa-Stamm namens Gilbert. Er hatte noch nie in einem Haushalt von Europäern gearbeitet. Somit musste ich ihn von Grund auf anleiten. Wenn ich ihn rief, kam von ihm ein unterwürfiges „Oui, Madame“. Das war mir sehr peinlich, ließ sich aber im Laufe der Zeit nur teilweise unterdrücken. Gilbert machte jede Arbeit haargenau so wie ich es ihm gezeigt hatte, aber für meine Begriffe sehr, sehr langsam. Erst nach und nach habe ich begriffen, dass man in den Tropen nicht schneller arbeiten kann. Selbst für uns Europäer war angestrengte körperliche Arbeit wie zu Hause unmöglich. Aus diesem Grund hatten wir auch alle für die Hausarbeit afrikanische Helfer, und diese waren froh über die Verdienstmöglichkeit. Zu vermerken ist in diesem Zusammenhang, dass die Arbeitslöhne amtlich festgelegt waren.

Ich war dann sehr froh, als wir endlich den größten Teil unseres Gepäcks in Libamba hatten. So konnte ich endlich selbst kochen. Natürlich mussten wir unseren Speiseplan umstellen. Wir mussten viel aus Konserven leben, dazu gab es Nudeln oder Reis. Zu dem großen Gelände des Gymnasiums gehörte auch eine Schule für Landwirtschaft, die etwas Gemüse anbaute, das wir kaufen konnten. Aber viele Gemüse und Salate, die bei uns wachsen, gedeihen in der tropischen Hitze nicht. Am meisten fehlten uns Kartoffeln, für die das Urwaldklima zu feucht ist. Unsere Kinder haben in all den Jahren selten Kartoffeln bekommen. Noch heute als Erwachsene mit eigenen Kindern mögen sie kaum Kartoffeln. An Süßkartoffeln haben sie sich gut gewöhnt, doch die mochte Rudi nicht. Was wir natürlich sehr günstig kaufen konnten, waren Südfrüchte. Ein ganzes Kilo Bananen bekamen wir für umgerechnet acht Pfennig, Apfelsinen für zwei Pfennig das Stück, auch Ananas war billig zu bekommen.

Die größeren Einkäufe wurden in Yaunde gemacht. Weil wir selbst noch kein Auto zur Verfügung hatten, waren wir darauf angewiesen, einem Missionar, der gerade eine Fahrt nach Yaunde machte, einen Einkaufszettel mitzugeben. Diese Hilfe untereinander war selbstverständlich. Ich erinnere mich noch gerne an die Gemeinschaft unter den Missionaren. Da war vor allem das elsässische Ehepaar Oschwald. Sie waren kurz vor dem Ruhestand. Lange hatten sie in Lambarene gearbeitet und kannten Albert Schweitzer sehr gut. Davon haben sie uns manches berichtet, auch kritisch. Obwohl sie sehr gut Deutsch kannten, haben wir miteinander nur Französisch gesprochen. Heute weiß ich warum. Sie hörten doch, dass ich die Sprache noch nicht gut und flüssig beherrschte und gaben mir auf diese Weise die nötige Hilfe.



Albert Schweitzer in Lambarene



An eine der ersten Begegnungen mit Madame Oschwald erinnere ich mich genau. Sie hatte einen Stapel gefalteter Putzlumpen in der Hand und überreichte sie mir mit den Worten: „Die braucht man immer, und sie haben bestimmt noch keine.“ Sie hatte Recht. Aber nicht die Putzlumpen, sondern die hilfreiche Geste habe ich nie vergessen. Sie bot mir auch an, mein Baby zu hüten, wenn ich einmal nach Yaunde müsse. Das war ja eine Tagesreise. Oschwalds hatten leider keine Kinder. Aber Frau Oschwald war sehr kinderlieb und hatte zu Kindern einen guten Zugang. Einige Male hat sie Matthias betreut, weil ich nach Yaunde zum Zahnarzt musste. Matthias hat sich bei ihr auch wohl gefühlt. Sie wurde mir zu einer lieben mütterlichen Freundin.

Gerne erinnere ich mich an Familie Hill. Sie waren Amerikaner, ganz unkompliziert im Umgang. Sie hatten ihr Haus direkt neben uns. Insgesamt habe ich diese Missionsgemeinschaft als wohltuend und freundschaftlich in Erinnerung. Jeder Familie ließ man einen großen Freiraum von ungesunden weil übertrieben frommen Aktivitäten.

Am 16.12.56 habe ich geschrieben: Heute Nachmittag haben wir unseren ersten Spaziergang mitten durch den Urwald gemacht. Ich war doch ziemlich überrascht, als ich den Tümpel sah, in dem die Wasserpumpe ist. Und daraus kommt unser Trinkwasser! Oschwalds haben mit uns diesen Gang gemacht. Sie konnten uns viel erklären, zwölf Jahre Afrika sind schon eine lange Zeit.

Ein paar Worte zum Tagesablauf: Unser Tag begann um 6.00 Uhr. In den Tropen steht man immer früh auf, weil die Mittagszeit zu heiß zum Arbeiten ist, man braucht sie zum Ausruhen. Um 7.30 Uhr war Frühstück, dazu gab es Obst: Banane, Apfelsine, Papaya oder Ananas, aber auch Brot und Kaffee. Aus dem Brot mussten wir allerdings erst eine Menge Ameisen heraussuchen. Mit den Makkaroni war es ungefähr dasselbe, die musste ich einzeln durchblasen. Was herauskam, waren dann keine Ameisen, sondern kleine Käfer. Wir haben uns gesagt: „Wir sind in Afrika und müssen uns an diese Hausgäste gewöhnen.“ Einen kleinen Gemüsegarten hatten wir auch angelegt. Buschbohnen wuchsen dort ausgezeichnet.

Mittagessen gab es um 12.00 Uhr, danach war bis 15.00 Uhr Mittagsruhe. Diese Zeit galt als „heilig“, dann jemand zu stören wäre einem Verbrechen gleich gekommen. Bei Sonnenuntergang begann das Urwaldkonzert, richtige Stille gibt es nicht. Unzählige Grillen zirpen sehr vernehmlich, und das friedlichen Ausruhen in der kühleren Abendluft wird von den Mücken gestört.

In der noch angenehmen Morgenluft bin ich mit Matthias auf dem Arm spazieren gegangen. Aber der Kleine wuchs nicht nur an Länge, auch sein Gewicht stieg mehr und mehr. Das war dann schon anstrengend für mich. Das Babykörbchen hatte ja leider keine Räder. Wie habe ich mich deshalb über einen Brief von der damaligen Leiterin des Frauendienstes gefreut. Sie teilte mir mit, ich könne einen Wunsch äußern für das Baby. Schnell habe ich geantwortet, dass ich mir einen Kinderwagen wünsche. Für jede europäische Mutter war auch damals eine ganz normale Anschaffung, aber Missionare müssen wohl eine besondere Rasse Menschen sein. Die liebe Elisabeth Flügge antwortete mir ganz entsetzt, diese Wunsch sei doch wohl um einiges übertrieben, und Missionare müssten doch wohl etwas bescheidener sein. Das war eine dicke Lektion, die ich da zu lernen hatte. Ich habe sie aber nicht gelernt, weil ich das nicht lernen wollte. Ich wollte eine normale Mutter sein und nicht eine bescheidene Missionarsfrau, die den Vorstellungen einiger Leute in Deutschland entsprach. – Was dann nach einiger Zeit kam, war ein kleines Paket mit einem Strampelanzug. Aber die Kinderwagengeschichte hat eine Fortsetzung ...

Im Januar 57 wurde Rudi zur Bundeskonferenz der Baptistengemeinden in Douala eingeladen. Maurice Farelly hatte sich dafür eingesetzt, und ein Deutscher war in Douala auch sehr gern gesehen. Rudi fuhr mit dem Zug von Makak aus dorthin. Farelly hatte aber noch etwas anderes gemacht: Er hatte dem deutschen Missionskomitee klar gemacht, dass unser Gehalt zu niedrig sei. Er hatte damit Erfolg, und so konnte er Rudi ein erhöhtes Gehalt verkünden und außerdem noch eine Nachzahlung überreichen. Nebenbei sei erwähnt, dass unser Gehalt zum Leben ausreichte, Anschaffungen konnten wir auch mit dem erhöhten Gehalt nicht machen, die konnten wir uns allenfalls im Urlaub leisten, wenn wir weitgehend auf Kosten unserer Familien lebten. – Rudi kam nach einer Woche von Douala zurück und brachte von der Nachzahlung gleich einen Kinderwagen

mit. Kann sich jemand meine Verwunderung und Freude vorstellen? Bescheidene Missionarsfrau ade! Was war das für eine Erleichterung! Auf den Urwaldstraßen konnte man allerdings mit einem Kinderwagen nicht so problemlos fahren wie in Europa. Aber was machte das schon?

Aus der Korrespondenz geht hervor, dass Henri Vincent auch bei der Konferenz war und im Anschluss nach Möglichkeiten für die Weiterarbeit im Norden geforscht hat. In der Missionsleitung machte man sich Gedanken wegen der angehenden Missionare. Am brennendsten war die Frage für Fritz Borchers, der nach Abschluss seiner Sprachstudien wohl nicht gleich ausreisen würde. Auch die Verwendung der beiden Diakonissen hing noch in der Luft. Ihretwegen hat Vincent eine zwischenzeitliche Beschäftigung durch die Pariser Mission erwirken können.

Bei einem Besuch Vincents in Libamba, der vor der Konferenz gewesen sein muss und an den ich keine konkreten Erinnerungen mehr habe, sind alle diese Fragen sicher behandelt worden. Jedenfalls hat er bei der Sitzung der Exekutive am 5.2.57 in Zürich berichtet, mein Eifer und meine schnelle Auffassungsgabe fielen angenehm auf und ich füllte den mir zugewiesenen Platz voll aus.

Die Schule in Libamba war bewusst fernab von größeren Zentren angelegt worden. Sie nahm damals ungefähr 300 Schüler, davon etwa 30 Mädchen, für das höhere Schulprogramm auf, das im französischen System zwei Jahre später anfang als bei uns. Die Schule war als Internat eingerichtet, die Schüler kamen aus dem Süden Kameruns, einzelne auch aus Gabun. Zum Lehrkörper gehörten sechs Franzosen, drei Amerikaner, vier Kameruner und ich. Mein Lehrauftrag betraf den Deutschunterricht (nach heutiger deutscher Zählung) in zwei 11. und zwei 10. Klassen sowie das Fach Religion in einer 9. Klasse. Der Unterricht hat mir Spaß gemacht, weil die Schüler gut mitgingen. Einige strengten sich in Deutsch nicht besonders an, weil sie damit Schwierigkeiten hatten und andere Fächer für ihre Abschlussprüfung wichtiger waren. Dafür gab es andere, die ausgezeichnete Leistungen erbrachten und sich Mühe gaben, Deutsch auch zu sprechen. Einer von ihnen, Emmanuel Njok, ein Sohn des Bürgermeisters von Makak, hat später sogar in Kanada und Heidelberg Germanistik studiert und daran promoviert. Danach war er mehrere Jahre Direktor des Gymnasiums.



Lehrerhäuser in Libamba

Um den Unterricht etwas aufzulockern, habe ich mit den Schülern deutsche Volkslieder gesungen. Dabei machte ich Bekanntschaft mit der ausgeprägten Musikalität der Afrikaner. Ich sang ihnen den Text, der auf der Wandtafel stand, einmal vor, und dann sangen sie gleich mehrstimmig nach. Auf Bitte der anderen Lehrer übernahm ich auch den Schulchor, der sonntags oft bei den Gottesdiensten sang. Am meisten konnten sich die Teilnehmer für Choräle in Moll-Tonart begeistern, auch und gerade Sätze von Bach waren sehr beliebt.

A propos Gottesdienst: Einmal im Monat war Abendmahlsfeier. Gemeinschaftskelch ging für die Amerikaner nicht. Kleine Gläschen für so viele machten zu viel Arbeit beim Reinigen. An die Lösung mussten wir uns allerdings sehr gewöhnen: Die austeilenden Lehrer hatten jeder ein Glas mit irgendeiner gesüßten Flüssigkeit, und jeder Teilnehmer zog einen Teelöffel aus der Tasche und bekam ihn gefüllt. Diese Form hat anscheinend keinen Afrikaner aufgeregt. Schwieriger wurde es,

wenn der diensttuende Pastor eine der liturgischen Formeln nicht wie gewohnt aussprach. Dann war die Formel unwirksam, ihre magische Kraft war gebrochen. Die Behandlung solcher Vorstellungen verlangte viel Zeit für lange Diskussionen. Sehr aufgefallen ist mir dabei, dass afrikanische Intellektuelle irrationale Empfindungen und Vorgänge sehr rational zu begründen suchen. Das französische Schulsystem hat dazu sicher ein gerütteltes Maß beigetragen.

Rudi war mit dem Unterricht voll ausgelastet. Fast jedes Mal brachte er dicke Paken von Schulheften mit. Das Korrigieren der Aufgaben und Klassenarbeiten war eine stupide Arbeit, die viel Zeit in Anspruch nahm. Als ich entdeckte, dass unter seinen Klassen auch solche waren, die das erste Jahr Deutschunterricht bekamen, habe ich beim Korrigieren mitgeholfen. Ich hatte doch ausreichend Zeit; überwachen der Hausarbeit, kochen und das Baby betreuen füllten mich nicht aus. Das Korrigieren machte als Ausgleich Spaß. Bei den einfachen Übersetzungsübungen vom Französischen ins Deutsche ist mir ein Satz im Gedächtnis geblieben. Eigentlich hätte es heißen müssen: Am Abend drehen wir die Lichter an. Ein Schüler hatte geschrieben: Am Abend drehen wir die Leichen ein.

In den Briefen aus dieser Zeit an meine Mutter habe ich viel geschrieben über die Beobachtungen, die mir wichtig waren. Da waren zum Beispiel die Kinder, die an unserem Haus vorüber zur Grundschule gingen. Schultasche oder Ranzen brauchten sie nicht. Die Utensilien wurden auf dem Kopf getragen, mehrere Bücher und Hefte übereinander und oben darauf das Tintenfass. Jedes Mal habe ich über die Sicherheit gestaunt, mit der sie gingen. Ich habe nie gesehen, dass etwas hinunter gepurzelt wäre. Diese Kinder bekamen sicher keine Haltungsschäden.

Anfang Februar begann die kleine Regenzeit. Fast jeden Tag hatten wir einen kräftigen Schauer, der ungefähr eine Stunde dauerte. Der Regen trommelte dann auf das Wellblechdach, so laut, dass man sein eigenes Wort kaum verstehen konnte. Meistens kam auch noch ein heftiger Wind hinzu, der uns den Regen in die Zimmer fegte. Da die Fensteröffnungen nur mit Fliegendraht ausgespannt waren, gab es ja keine Möglichkeit, sie zu schließen. Um nicht nass zu werden, rückte man einfach in die Mitte des Zimmers. Wenn es nachts regnete, kam es schon mal vor, dass uns der Regen bis ins Gesicht schlug. Nach den Schauern kam in der Regel die Sonne bald wieder und alles wurde wieder warm. Aber leider stieg die Luftfeuchtigkeit dann so hoch, dass wir sehr viel schwitzen mussten. In den Regenpfützen ums Haus ließen sich ganze Scharen von Fröschen nieder, die nachts ihr nicht gerade melodisches, aber dafür umso lauterer Konzert veranstalteten.

Es waren nicht nur die kleinen Pfützen. Am Rand des Hauptfahrwegs, der über das Schulgelände lief, war ein Graben gezogen, der das Wasser auffangen und ableiten sollte. Vor den einzelnen Häusern war der Graben allerdings unterbrochen, um mit den Autos an die Häuser heranzukommen. Diese langen und tiefen Grabenstücke waren es vor allem, die sich in Froschtümpel verwandelten.

Alle Kollegen fühlten sich dadurch in ihrer Nachtruhe beeinträchtigt, kamen aber nicht auf die Idee, wie dem abzuhelpen sei. Bei einer Lehrersitzung schlug ich vor, den Graben an der Übergangsstelle zu durchstechen, weil man auch über einen ganz kleinen Umweg an die Häuser gelangen konnte. Die Kollegen meinten, dann müsste ich für die zwei Stunden Handarbeit, die wöchentlich im Plan standen, eine ganze Klasse anstellen. Ob es bei dem bekannten Arbeitseifer der Schüler in den zwei Stunden geschafft werden könnte, sei allerdings ungewiss. Ich antwortete, man möge mir fünf Schüler dafür zuteilen, was bei den Kollegen ein ziemliches Gelächter zur Folge hatte.

Am nächsten Nachmittag wurden fünf Schüler benannt, die unter meiner Aufsicht arbeiten sollten. Statt sie gleich in den Geräteschuppen zu schicken, nahm ich sie mit in ein Klassenzimmer. „Prima“, meinten sie, „dann ist die Arbeitszeit noch kürzer.“ Ich erinnerte sie daran, dass sie mir gegenüber einmal im Unterricht die Leistungen der Deutschen gerühmt hatten – zum Beispiel die Eisenbahn von Douala nach Yaunde – und sagte: „Das Geheimnis der deutschen Leistungen liegt darin, dass die Deutschen eine angefangene Arbeit auch zu Ende bringen. Heute werdet ihr mal auf deutsche Weise arbeiten. Und nun holt eure Hacken und Schaufeln.“ Unter viel Lärm zogen sie mit mir an die bewusste Stelle am Graben. „Öffnet den Graben ganz, damit das Wasser abfließen kann!“

„Wir können ja mal anfangen, fertig wird das heute nicht“, meinten sie. „Heute arbeiten wir auf deutsche Weise, wir fangen an und machen es fertig“, sagte ich. „Übrigens denke ich nicht daran, euch dabei zu bewachen. Ich gehe in mein Haus, und wenn ihr fertig seid, gebt ihr mir Bescheid.“ – „Um sechs Uhr ist die Zeit zu Ende“, wandten sie ein. – „Wir arbeiten auf deutsche Weise, bis es fertig ist, von mir aus bis zehn Uhr. Und wenn ihr es früher geschafft habt, könnt ihr früher gehen.“ Damit ließ ich sie stehen.

Es war noch keine halb sechs, als sie kamen und mir stolz verkündeten, der Graben sei fertig und das Wasser abgelaufen. Und außerdem hätte es ihnen richtig Spaß gemacht. Man müsse vielleicht häufiger auf deutsche Weise arbeiten!

Manchmal fragten die Schüler im Unterricht nach den für sie nicht immer verständlichen Gründen für manche Regeln der Schulordnung. Besonders machte ihnen zu schaffen, dass sie nicht auf der geliebten Gitarre spielen durften. Eine Rückfrage im Lehrerkollegium ergab, dass ein gitarrenähnliches Zupfinstrument bei den Bantustämmen benutzt wurde, um während ihrer Riten die Geister zu rufen. Man wolle auf keinen Fall christliche Schüler in diese Gefahr bringen. Ich bat die afrikanischen Lehrer zu verstehen, dass diese Schüler bereits in christlichen Familien aufgewachsen seien und überhaupt keinen direkten Bezug mehr zu den alten Riten hätten. Schließlich gaben sie ihre Zustimmung, aber unter der Bedingung, dass ich bei den Übstunden dabei war und die Aufsicht garantierte.

Wir haben uns sehr schnell auf die für uns ungewohnten Verhältnisse umgestellt. Von den Missionaren in Libamba hörten wir manchmal, man könne unserem Verhalten gar nicht anmerken, dass wir Neulinge seien. Ich führe das auch darauf zurück, dass wir beide bescheiden aufgewachsen sind. Besonders durch die kärglichen Kriegsjahre waren wir genötigt, uns mit wenigem zurechtzufinden. Die Missionare dort waren uns ja auch sofort Freunde. Es gab keine Schwierigkeit in dieser Gemeinschaft.

Schon in dieser ersten Zeit in Afrika haben wir gelernt, mit Christen aus anderen Kirchen zusammen zu arbeiten. Es gab keine Abgrenzungen zwischen Reformierten, Lutheranern und Baptisten. Ich denke, dass uns diese Erfahrung für den Rest unseres Lebens sehr geprägt hat.

Zu den Gottesdiensten wechselte ich mich mit Rudi ab. Wir wollten unserem Baby und uns den Stress des Stillehaltens nicht zumuten. Einmal in der Woche trafen sich die Missionare zu einem Bibel- und Gebetsabend. Nach einiger Zeit konnte ich auch mitgehen, weil Matthias um diese Uhrzeit schon schlief. Da wir nah beieinander wohnten, konnte ich zwischendurch immer am Haus horchen. Weil es keine verschließbaren Fenster gab, hätte ich mein Baby von weitem hören können.

Was uns in Südkamerun gleich begeistert hat, war der Gesang der Afrikaner. Sie sangen auf Anhieb mehrstimmig. Rudi lud auch immer wieder Schüler zu uns ein. Sie freuten sich dann sehr über eine Tasse Tee. Wir mussten nur vorher nachsehen, ob auch genügend Zucker im Haus war, denn davon nahmen sie pro Tasse wenigstens fünf Stücke. Vor allem aber wollten sie sich mit uns unterhalten, um mehr über Deutschland zu hören. Grund dafür waren bestimmt die inzwischen verklärten Erinnerungen ihrer Eltern und Großeltern an die deutsche Kolonialzeit, die nun wirklich kein Ruhmesblatt in unserer Geschichte war. Und deutsche Volkslieder wollten sie singen. Was Rudi schon vom Unterricht gesagt hat, wurde dann fortgesetzt. Das war schon eigenartig für uns: mitten im Urwald eine Gruppe von jungen Afrikanern, die „Sah ein Knab ein Röslein stehn“ oder „Nun ruhen alle Wälder“ sangen.

Der schon erwähnte Emmanuel Njok fiel mir auf, weil er so lernbegierig, fleißig und intelligent war. Eines Tages kam er zu uns mit einem Brief aus Deutschland, den er abliefern sollte. „Warum steht hier Herr Kassühlke?“ fragte er. Als wir ihm erklärten, dass es früher einmal an den Herrn gelautet habe, verstand er sofort. Auch diese Kontakte zu den Afrikanern waren für uns problemlos. Zu Anfang hatte ich nur etwas Schwierigkeit, ihr Französisch zu verstehen. Sie hatten ihre eigene Aussprache, fast einen eigenen Dialekt, und viele Satzkonstruktionen waren anders als ich sie in Paris gelernt hatte. Manchmal, wenn sie einen Wunsch vortragen wollten, meinten sie besonders höflich sein zu müssen und benutzten komplizierte französische Wendungen aus dem 16. Jahrhundert. Aber alles ist Gewöhnungssache.

In der Nähe von Libamba gab es auch einige afrikanische Baptistengemeinden. Die Kollegen in Libamba hatten Rudi davon berichtet. Eines Tages bekam Rudi Besuch von einem alten Afrikaner. Er war überrascht, als der ihn in ausgezeichnetem Deutsch ansprach. Mitgebracht hatte er eine alte zerlesene Lutherbibel. Es war einer der Pastoren der Baptistengemeinden. Er war froh, dass er sich mit Rudi in Deutsch unterhalten konnte. Seine theologische Ausbildung hatte er noch bei den Deutschen bekommen. Ein großer Wunsch von ihm war eine neue Bibel in deutscher Sprache. Rudi schrieb gleich nach Deutschland und bekam folgende Antwort von der Missionsleitung in einem Brief vom 10. Januar 1957: „Die gewünschte deutsche Bibel senden wir Ihnen sogleich.“ Ich sehe noch die Freude dieses afrikanischen Pastors, als Rudi ihm diese Bibel überreichte.

Anfang August war unsere Zeit in Libamba beendet, weil Familie Trobisch für das neue Schuljahr wieder zurück erwartet wurde. Also ging es wieder ans Packen. Der Abschied fiel uns nicht schwer, weil wir ja gewusst hatten, dass Libamba nur eine Zwischenstation sein würde.

Wie soll es weitergehen?

Im April 57 kamen Lisbeth Sullus und Ingeborg Gruppe in Douala an. Ich habe sie zusammen mit Maurice Farelly am Flugplatz abgeholt. Ich weiß nicht mehr, ob ich mit den beiden gleich am nächsten Tag oder etwas später nach Libamba gefahren bin, Jedenfalls konnten wir uns ein wenig mit ihnen austauschen über die letzten Entwicklungen in der Heimat und die Zukunftsaussichten. Die beiden Schwestern sollten für die Wartezeit im Missionskrankenhaus in Bangwa arbeiten, das liegt im Südwesten des Landes. Nach meiner Erinnerung habe ich sie auch auf der Bahnfahrt dorthin begleitet. Sehr gut weiß ich allerdings noch, wie erschrocken ich war, als Farelly mir eröffnete, diese Bahnfahrten hätte ich privat zu bezahlen, sie seien in Budget nicht vorgesehen gewesen.

Fritz Borchers musste aus Gesundheitsgründen seine Sprachstudien unterbrechen und konnte dann im Sommer als Diakon bei der Zeltmission unterkommen. Für die Missionsleitung war die ganze Situation eine Hängepartie, weil es ja darum ging, das große neue Interesse der Gemeinden lebendig zu halten. Dazu waren natürlich ständige Berichte und Briefe nötig und viele Bilder. Andererseits durften die Missionsnachrichten nicht zu teuer werden. Zum Glück war man damals noch nicht so anspruchsvoll, dass alles in Farbe auf Hochglanzpapier erscheinen musste.

Auszug aus einem Brief vom 30. Mai 1957: Ich habe am vergangenen Montag Monsieur Keller (erfahrener französischer Missionar, der als Generalsekretär der Protestantischen Föderation von Zentralafrika arbeitete und die Missionen gegenüber den Regierungen vertrat) getroffen und mit ihm über die Möglichkeiten gesprochen. Zur gleichen Zeit war auch der Leiter der Norwegischen Mission aus Ngaundéré anwesend, so dass wir gleich aufs Wesentliche kommen konnten. Im Augenblick ist auf der Station in Ngaundéré kein Platz, um uns aufzunehmen. Man will versuchen, irgendwo in der Stadt etwas Passendes zu finden. Bis dahin haben wir aber noch etwas Zeit. Ich habe mit Monsieur Keller gesprochen und ihn gefragt, was er von einer Reise in den Norden hielte. Er meinte, dem stünde nichts im Wege, und es könne nur von Vorteil sein, die verschiedenen Stationen und das Land kennen zu lernen, bevor man mit der Arbeit anfinge....

Monsieur Keller hatte einen Brief von Bruder Vincent und auch von Missionar Eichenberger empfangen. Eichenberger schrieb u.a.: „Ich bin entschlossen, der Baptistischen Mission zu helfen und werde mit meinem Komitee darüber sprechen. Wenn das Komitee nicht einverstanden ist, werde ich es trotzdem tun; denn ich bin überzeugt, dass in diesem Augenblick, wo es um die Evangelisierung eines Landes geht, die kleinen persönlichen und denominationellen Fragen von untergeordneter Bedeutung sind und deshalb zurückstehen müssen.“ In beiden Briefen war die Rede von einem Zusammentreffen Keller–Vincent–Eichenberger im Juli in Paris. Vielleicht könnte im Zusammenhang damit eine Sitzung der Exekutive stattfinden. – Bruder Vincent erwähnte in seinem Brief noch, dass der junge Franzose (gemeint ist Edouard Somerville) nicht kommen kann. Das ist zwar betrüblich, jedoch wohl nicht mehr so ganz tragisch. Allerdings wäre uns ein Franzose bei

Beginn von großem Nutzen, doch im Notfall muss es auch mit der Hilfe von Eichenberger gehen, der bei allen Behörden in bestem Ansehen steht.

Kamerun hat zwar nun eine selbständige Verwaltung, die nur der Kontrolle durch den Gouverneur unterliegt, doch ist von dieser Tatsache noch nichts für unsere Arbeit abzuleiten. Der nur wenig entwickelte Norden bleibt weiterhin unter fester französischer Verwaltung trotz der dreißig Abgeordneten, die er im Parlament sitzen hat. Im Süden mag sich einiges ändern, im Norden jedoch wird man von der neuen Regierung nicht allzu viel merken....

Der eingeschränkten Verselbständigung waren im Süden und besonders im Bassa-Gebiet, zu dem auch Libamba gehört, turbulente Auseinandersetzungen gefolgt. Eine politische Partei schreckte auch vor Überfällen und Morden nicht zurück. Die richteten sich vor allem gegen Afrikaner, die eine andere Meinung vertraten.

Erster Kontakt mit Nordkamerun

Farellys hatten uns eingeladen, doch einige Tage bei ihnen in Ndunge zu verbringen. Das konnten wir nach Abschluss des Schuljahrs in Libamba verwirklichen. Wenn ich mich recht erinnere, sind wir mit dem Zug nach Douala gefahren, wo Maurice Farelly uns abholte. In Ndunge befindet sich die Theologische Schule, die damals von der Pariser Mission betrieben wurde. Die Pastoren der Evangelischen Kirche Kameruns und der Baptisten-Union wurden dort bis 1999 gemeinsam ausgebildet. Farelly gab in dieser Schule nach dem Abbruch der Arbeit in Meri den Unterricht im Alten Testament.

Ich hatte mich mit John Williams, einem amerikanischen Kollegen aus Libamba verabredet, dass wir gemeinsam die Fahrt in den Norden unternehmen wollten. Farelly übergab mir in Ndunge den Land Rover, der von da an zu unserer Verfügung stand.

Monsieur Keller hatte mir geraten, noch nicht bis nach Maroua vorzustoßen, deshalb planten wir die Route so, dass wir statt des äußersten Nordens den Osten des Landes mit einbezogen. Die Fahrt musste so eingerichtet werden, dass wir auf Missionsstationen übernachten konnten. Auf diese Weise lernten wir Bafussam und Fumban, zwei Stationen der Pariser Mission im Westen kennen. Von dort ging es über Banyo nach Tibati, eine fast halsbrecherische Fahrt auf schlechten Pisten durch kaum bewohntes Land. Dort erlebten wir zum ersten Mal hügelige Savanne. Tibati gehörte zum Arbeitsgebiet der Norwegischen Lutherischen Mission. Der nächste Halt wurde in Ngaundéré, auf der Hauptstation der Norweger gemacht, wo ich mir eine mögliche Wohnung für uns als Familie ansehen konnte. Bei aller Freundlichkeit der norwegischen Missionare merkte ich allerdings auch, dass sie über eine baptistische Mission in ihrer weiteren Umgebung nicht ganz glücklich waren. Am liebsten hätten sie es gesehen, wenn es weiter nördlich außer der amerikanischen Lutherischen Brüder-Mission nichts anderes mehr gegeben hätte. Die Missionen dachten damals eben noch in ähnlichen Kategorien wie die Regierungen, nämlich in fest abgegrenzten Territorien.

Von Ngaundéré aus ging es weiter südöstlich nach Meiganga, wo die Amerikanische Lutherische Sudanmission ihre Zentrale hatte. Garoua Bulai gehörte ebenfalls zu ihrem Gebiet. Ganz im Südosten liegt Baturi, wo die amerikanischen Presbyterianer arbeiteten. Dort trafen wir einen Ethnologen, der im Auftrag der Mission die Kultur des Kaka-Stammes untersuchte und auch Kontakte zu Pygmäen hatte, die im dortigen Wald- und Buschgebiet wohnten. Ich hatte keine Ahnung, dass Bill Reyburn, so heißt der Mann, später mein direkter Kollege bei der Bibelgesellschaft werden sollte.

Von Baturi aus wollten wir möglichst bis Libamba gelangen. Der erste Teil der Strecke, bis Nanga Eboko, war auch problemlos. Aber dann hatten wir gegen 17.00 Uhr eine Reifenpanne. Weil uns eine Nachtfahrt ohne Ersatzrad zu riskant erschien, mussten wir wohl oder übel den Schlauch flicken. Vorsichtshalber erkundigten wir uns nach dem Zustand der Straße bis Yaunde und bekamen die tröstliche Auskunft: „Die Straße ist wirklich gut, bis auf ein paar Querrillen.“ Die Wirklichkeit sah dann so aus, dass besagte Querrillen uns alle fünfzig bis hundert Meter in den ersten Gang

zwangen. Als wir Yaunde erreichten, war es 21.00 Uhr, zu spät, um das Gästehaus der Presbyterianer aufzusuchen. Die Zentralstation der Mission lag, wie es früher üblich war, auf einem Hügel am Rand der damals noch übersichtlichen Hauptstadt Kameruns. Unter Missionaren sprach man nur vom „Heiligen Hügel“. Die Station und die Fahrzeuge der leitenden Missionare ließen erkennen, dass die Christen „einen reichen Herrn“ haben.

John und ich beschlossen kurzerhand, die restlichen neunzig Kilometer durch den Urwald bis Libamba auch noch zu fahren. Dass es auf diese Weise Mitternacht wurde, machte uns jungen Männern nichts aus.

Im Nachhinein kann ich sagen, dass diese Reise mir nicht nur einen hilfreichen Überblick über die Geographie des Landes gegeben hat. Von unschätzbarem Wert erwiesen sich die Kontakte mit den Leuten der verschiedenen Missionen und Kirchen. Viele von ihnen haben uns später in Maroua besucht und die Beziehungen bestärkt.

Um wieder nach Ndunge zu kommen, bin ich dann über Yaunde, Obala und NdiKinimeki gefahren. In Ndiki hatte Maurice Farelly 1926 die Arbeit angefangen, dort ist auch seine erste Frau gestorben und begraben. Die Straße dorthin, wenn man sie überhaupt so nennen konnte, war eine ausgefahrene Piste, die sich nach einem Regenguss in eine Art Schmierseife verwandelte. Von Ndunge aus sind gemeinsam noch ein paar Tage in Bangwa geblieben, wohin Oschwalds uns eingeladen hatten. Sie machten dort Ferien im Gästehaus der Pariser Mission, das reichlich Platz für sie und uns bot. Die Fahrt nach Bangwa werden wir wohl nie vergessen. Das letzte Stück über einen schwierige Pass mussten wir im Dunkeln und bei dichtem Nebel fahren. Die einzige Möglichkeit, noch etwas von der Straße zu erkennen, bestand darin, im ersten Gang links am Graben entlang zu fahren, mit dem Kopf aus dem Fenster. Weil ich die Strecke nicht lange vorher schon einmal gefahren war, wusste ich, dass irgendwo eine Straße halblinks abbog, wir aber geradeaus weiter mussten. Einem Impuls folgend hielt ich an einer Stelle an und bat Inge, mit der Taschenlampe zur rechten Straßenseite zu gehen, um nachzuschauen, ob wir schon an der Abbiegung waren. Ich hatte etwa zehn Meter dahinter angehalten!

Bangwa liegt mitten im Gebiet der Bamileke, eines Volkes, das für seine Handelstüchtigkeit überall bekannt ist, aber auch dafür, dass es sich nicht von anderen unter Druck setzen lässt. Wir hatten Gelegenheit, Bafussam, einen ihrer Zentralorte zu besuchen. Die französischen Missionare tschechischer Herkunft, die dort arbeiteten, hatten wir schon einmal in Duala getroffen. – Natürlich nahmen wir uns auch reichlich Zeit, uns mit unseren beiden deutschen Schwestern auszutauschen und Zukunftspläne zu besprechen.

Mit Landrover und kleinem Anhänger ging es dann wieder zurück nach Libamba. Farellys hatten uns mehr oder weniger genötigt, ihren Koch und Hausburschen Jean mitzunehmen. Jean war ein Banen aus der Gegend von Ndiki und hatte während der Zeit mit Farellys in Meri sein Herz an den Norden verloren. Er konnte alle Hausarbeiten verrichten und auch Autofahren, allerdings war sein Lohn auch beträchtlich höher als die Löhne um Maroua.

Ngaundéré

Weil unser eigentliches Ziel, der äußerste Norden Kameruns, für uns noch nicht offen war, mussten wir auf halbem Weg ein halbes Jahr in Ngaundéré Zwischenstation einlegen. Die damals noch beschauliche Stadt ist der Hauptort der Adamawa-Provinz. Sie liegt in über 1100 Meter Höhe auf einer Hochebene, die etwa 100 Kilometer weiter nördlich steil zur Benue-Ebene abfällt. Die Stadt ist nach ihrem buchstäblich herausragenden landschaftlichen Wahrzeichen benannt; Ngaundéré bedeutet Nabelberg. Der Berg am Rand der Stadt sieht aus wie eine riesige Kuppel, aus der ganz oben noch einmal ein gewaltiger Felsen in die Höhe ragt, der einem hervorstehenden Nabel gleicht.



Der Berg von Ngaundéré

Rudi und Jean fuhren mit Auto und Anhänger voraus. Ich blieb mit Matthias für einige Tage in Yaunde auf einer Missionsstation. Die lange Fahrt mit einem Baby wäre zu anstrengend geworden. Rudi hatte für uns beide alles geregelt: Buchung und Ticket für den Flug, auch das Taxi bestellt, das uns zum Flugplatz bringen sollte. Nach ein paar Tagen stand ich reisefertig da und wartete auf das Taxi. Die Missionare waren nicht im Haus. Was nicht kam, war das Taxi. Was macht man dann in Afrika? Ein Telefon gab es nicht, und die Taxizentrale war ein ganzes Stück von der Station entfernt. Da stand ich nun mit Baby ohne Kinderwagen. Also, Kind auf den Arm genommen, dazu Handtasche mit allen Papieren und losgerannt. Das ist nicht so einfach bei tropischer Hitze und im fünften Schwangerschaftsmonat. – Ich habe es geschafft! Zum Glück hatten sie gleich ein Auto in Bereitschaft. Zurück zur Missionsstation, Gepäck einladen und schnell zum Flugplatz. Mit Mühe und Not kam ich noch durch die Kontrolle. Alle anderen Passagiere saßen schon im Flugzeug.

Rudi holte mich in Ngaundéré am Flugplatz ab. Ich sah ihn schon beim Landeanflug. In Afrika konnten wir auf den kleineren Flugplätzen bis an die Rolltreppe, um Leute zu begleiten oder abzuholen. Das war hier für mich eine große Erleichterung – nach all den Aufregungen in Yaunde. Wir fuhren gleich zur großen Missionsstation der Norweger und Amerikaner. Diese Station hat ein großes Krankenhaus. Wir konnten dort vorübergehend in einem kleinen Gästehaus wohnen. Die Missionare waren zu uns freundlich, aber ziemlich reserviert. Das haben wir ihnen nicht übel genommen; sie konnten ja nicht wissen, ob wir seriös waren und ob man uns vertrauen konnte. Unsere Missionsgesellschaft war ihnen kaum bekannt, abgesehen von der Panne in Meri. Dazu kam noch damals ein sehr vorsichtiges Verhalten der Norweger Deutschen gegenüber. Wir haben das respektiert und sind ihnen unkompliziert freundlich begegnet. Bei aller Vorsicht war das Leiterehepaar zu uns sehr entgegenkommend. Halfdan Endresen und seine Frau waren schon ältere Leute. In beiden habe ich wieder Vater und Mutter erlebt. Später wurde aus dieser Bekanntschaft eine tiefe Freundschaft; aber das war etliche Jahre danach. Frau Endresen war mir als junger Mutter gegenüber sehr liebevoll. Obwohl sie selbst ohne Kinder waren, hatte sie unseren Matthias sofort ins Herz geschlossen.

Abgesehen von dem Umstand, dass wir das Gästehaus nicht auf Dauer blockieren konnten, wollten wir auch von der Mission unabhängig sein. Deshalb suchten wir uns eine Wohnung in einer Siedlung am entgegengesetzten Ende der Stadt. Wegen der Höhenlage ist das Klima in Ngaundéré sehr angenehm. Der Verwalter der Siedlung konnte uns für den Anfang nur etwas Provisorisches anbieten. Wir sind aber sofort dort eingezogen. Was bedeutete für uns schon packen, Auto beladen, umziehen? Die Übergangswohnung bestand aus einem riesigen Wohnzimmer, das nur zur Hälfte bewohnbar war, einem Schlafzimmer und Bad. Aber wir hatten fließendes Wasser und abends elektrischen Strom. Ich erinnere mich noch an einem langen Tisch. An seinem äußersten Ende hatte

ich einen zweiflammigen Spirituskocher. Das war meine Küche. Wasser konnte ich ja im Bad holen.

Nach einigen Wochen war wieder eine kleine Wohnung für uns renoviert. Auch sie bestand aus einem großen Raum, den wir in der Mitte mit den Bücherregalen teilten. Dahinter standen unsere Betten. Hinzu kam ein Badezimmer. Die Küche lag hinter dem Haus, wie es in Afrika häufig der Fall ist. Im Wohnteil vor den Bücherregalen hatten wir den Esstisch mit Stühlen, zwei Sessel und den kleinen runden Tisch, den Rudi in Libamba selbst gebastelt hatte. Von Anfang an war mir die Nähmaschine besonders wichtig. Die hatte meine Schwester Gerda mir mitgegeben, weil sie sich eine neuere Maschine gekauft hatte. Ich erinnere mich an die ersten Teile, die ich damit genäht habe. Rudis Hemden hatten ja lange Ärmel, und die sind in Afrika zu warm. Also abschneiden und säumen. Von den abgeschnittenen Ärmeln habe ich Matthias die ersten Hemden genäht. Er brauchte ja auch Sommerkleidung. Diese kleinen Hemden hatten sogar richtige Kragen. Schnittmuster brauchte ich dazu nicht, die habe ich mir selbst entwickelt. Jetzt kam mir zugute, was ich bei meiner Schwester Schneiderin gelernt hatte.

Dass die Küche hinter dem Haus lag, störte mich überhaupt nicht. Die war sowieso das Reich von Jean. Er war ein gut ausgebildeter Hausboy, kochte und arbeitete selbständig und wartete auch das Auto. Uns störte nur, dass wir von unserem geringen Einkommen auch seinen Lohn bezahlen mussten, und der war seinem Können entsprechend für uns ziemlich hoch. Später haben wir uns nicht wieder auf solche Abenteuer eingelassen. Im Verhältnis zu Jean gab es keine Probleme. Mit ihm haben wir uns immer gut verstanden.

Meine Mutter hat auch verstanden, nämlich zwischen den Zeilen zu lesen. Ich bat sie schon von Libamba aus, mir eine Modezeitschrift zu schicken, habe aber die zweite Schwangerschaft mit keinem Wort erwähnt. Bald nach unserer Ankunft in Ngaundéré kam das Erwünschte. Und siehe da: Die Zeitschrift hatte wunderschöne Modelle der Schwangerschaftsmode. Nur wer in Afrika gelebt hat kann ermessen, welch ein Schatz solch eine Zeitschrift war. Ich habe noch ein schönes blaues Kostüm vor Augen, das ich mir damals genäht habe. Dazu kamen Blusen und ein Rock. Beim Anprobieren und Abstecken der Rocklänge hat Rudi mir geholfen. Wer sollte es auch sonst übernehmen? Rudi konnte mir ja auch bei den anderen Aufgaben helfen. Klein-Matthias musste ich nicht tragen, der Papa war doch da. Somit war auch diese Schwangerschaft absolut problemlos. Und medizinische Betreuung bekam ich von den Ärzten des Missionskrankenhauses.

In den Briefen an meine Mutter steht natürlich viel von Matthias. In Douala hatten wir für ihn eine „Trotteuse“ gekauft. Sie bestand aus einem Rahmengestell mit beweglichen Rollen, in das ein Segeltuchstuhl eingehängt war. Sobald Matthias gut allein sitzen konnte, haben wir ihn oft dort hinein gesetzt. In Afrika ist es wegen der Infektionsgefahr nicht ratsam, Babys auf dem Fußboden krabbeln zu lassen. Er hat auch schnell begriffen, dass er sich damit fortbewegen konnte. In der kleinen Wohnung hatte er es auch bald heraus, wie er durch ganz enge Passagen rollen konnte. Auf der Veranda direkt vor der Wohnung hatte Rudi Bretter zur Absperrung gelegt, damit der Kleine uns nicht auf den Stufen davor abrutschte und stürzte. Dieses Laufstühlchen war für mich eine große Erleichterung, und Matthias konnte sich immer dorthin bewegen, wo es ihm gerade Spaß machte.

Mit genau einem Jahr konnte er richtig laufen und wollte absolut nicht mehr im Laufstühlchen sitzen. Das kam ihm wohl vor als sei er eingesperrt. Wegen seiner neuen Errungenschaft musste ich einiges umbauen, damit er nicht alles abräumte, was er mit den Händen erreichen konnte. Ich weiß noch. Eine besondere Vorliebe hatte er für das große Bücherregal. Damit er nicht ständig alle Bücher herausriss und auf den Boden warf. Habe ich Stühle vor das Regal gestellt. Doch diese Sperre erfüllte nicht lange ihren Zweck. Sehr bald hatte unser Sohn herausgefunden, dass man auf die Stühle klettern kann. Zuerst war das Klettern an sich interessant genug, aber bald bemerkte er, dass man von da aus genauso gut die Bücher ausräumen konnte. Was machen junge Eltern dann? Einigen Erfolg hatte ich mit der Methode, das Kleinkind dadurch abzulenken, dass ich es auf andere interessante Dinge aufmerksam machte. Damit haben wir uns sicher viel Geschrei erspart.

Der Alltag sah in Ngaundéré für uns ganz anders aus als in Libamba. Im Ort gab es zwei Lebensmittelgeschäfte. Eines davon wurde von einem französischen Ehepaar geführt, das andere

von einer libanesischen Familie. An die hohen Preise konnten wir uns lange nicht gewöhnen. Manche Sachen, wie z.B. Käse und Wurst konnten wir uns nur gelegentlich leisten. Wir mussten uns auch auf Konserven umstellen, weil viele Obst- und Gemüsesorten anders nicht zu haben waren. Alle Lebensmittel kamen entweder mit umständlichen Lkw-Transporten oder, wie Frischwaren, mit dem Flugzeug. Das erklärt die hohen Preise. Was wir anfangs am meisten entbehrt haben, waren die Kartoffeln. Stattdessen haben wir uns auf Nudeln und Reis umgestellt. Die Afrikaner bauten nach und nach auch Gemüsesorten an, von denen sie wussten, dass sie bei den Weißen beliebt waren. Allerdings gedeihen in Kamerun nicht alle uns bekannten Arten; aber Kopfsalat, Bohnen, Tomaten, Möhren Radieschen und Paprika wurden angeboten, natürlich zu überhöhten Preisen. Schon damals habe ich das Feilschen gelernt.

In Ngaundéré hatte ich nun genügend Zeit, um das Studium der Ful-Sprache intensiv wieder aufzunehmen. Etwa zwei Stunden am Vormittag nahm ich mir das Übungsmaterial von Hamburg wieder vor. Danach kamen zwei Stunden Sprechübungen und Vertiefung mit einem einheimischen Pullo (das nennt man den einzelnen Menschen dieses Volkes, die Mehrzahl ist Fulbe). Die Fulbe in Kamerun und Nigeria sind durchweg islamisiert, bis auf kleinere nomadisierende Gruppen aus Niger und Burkina Faso und einige Gruppen in Benin, die von anderen Völkern des Gebiets unterworfen wurden. Mein Helfer war kein einfacher Pullo, sondern der Sohn eines früheren Emirs von Ngaundéré. Deshalb brachte er auch jedes Mal einen Diener mit. Prinz Djidji Iisa sprach fließend Französisch und las Arabisch ohne Schwierigkeiten. Fragen aus dem Hamburger Material konnte ich mit ihm klären. Die meiste Zeit haben wir über Texte aus den Evangelien gesprochen, die in einer sehr wörtlichen Übersetzung vorlagen, aber nur von Kennern des Arabischen verstanden werden konnten. Als wir die Passionsgeschichte gelesen hatten, meinte er, das hätte der Prophet nicht gewusst, sonst hätte er anders über Jesus geschrieben. Ob er nun Christ werden müsse, wollte er wissen. Ich schlug ihm vor, die Bibel zu lesen und ebenso den Koran und dann dem Buch zu folgen, das am meisten zu seinem Herzen spreche. „Dazu muss ich nicht beide Bücher lesen“, antwortete er, „der Koran kann nicht zum Herzen sprechen.“ Viele Muslime in Ngaundéré wären eigentlich von der Wahrheit der Bibel überzeugt, aber keiner wage es, sich als Erster dazu zu bekennen.



Rudi mit Muttersprachler beim Ful -Lernen

Die Nachmittage nutzte Rudi ebenfalls für Sprachstudien. Je eine Stunde waren Hebräisch und Latein im Selbstunterricht dran, danach noch eine Stunde, um die Griechischkenntnisse wieder aufzufrischen. Abends stand dann Ethik auf dem Programm. Weil Matthias schon schlief, hat Rudi mir viel vorgelesen. In dieser Zeit habe ich manches von der Theologie mitbekommen. Auch die Geschichte Israels interessierte mich sehr. So waren unsere Abende nutzbringend ausgefüllt. Radio oder andere Geräte, um Musik zu hören, hatten wir nicht, wir haben sie auch nicht vermisst.



Der Laamido von Ngaundéré

Kontakte zu den Missionaren hatten wir nur bei den Gottesdiensten am Sonntag. Ich weiß, dass ich auch viel gelesen habe. Das französische Ehepaar mit dem Lebensmittelgeschäft stammte aus dem Elsass. Europäer in Afrika kennen einander ziemlich gut. So wussten sie, dass wir Deutsche sind. Die Frau bot mir Bücher zum Lesen an, natürlich deutsche. So habe ich damals viele Romane gelesen, durchweg gute Lektüre. Eines hat uns allerdings gewundert: Die beiden mussten doch gut Deutsch können, aber mit und sprachen sie nur Französisch. Noch aus einem anderen Grund habe ich die Frau in guter Erinnerung: Als sie hörte, dass die Entbindung beim ersten Kind so schwierig verlaufen war, tröstete sie mich. Sie meinte, ich solle mir keine Gedanken machen, das zweite Kind käme ganz problemlos und es würde nicht lange dauern. Das hat mir sehr geholfen, und sie hatte auch recht.

Eine Woche vor dem Entbindungstermin bezogen wir wieder das Gästehaus im Missionskrankenhaus. Dort wurde unser Thomas am 4. Dezember 1957 geboren. Eine ganz internationale Entbindung: ein norwegischer Arzt, eine amerikanische Krankenschwester, die ihm assistierte, und wir als deutsche Familie. Ich höre Rudi noch, wie er mir beim Anblick des neuen Ehrenbürgers zurief: „Inge, es ist der Thomas.“ Wir hatten schon lange bevor wir heirateten beschlossen, dass wir sechs Kinder wollten, und auch die Namen hatten festgelegt. Nur die Reihenfolge konnten und wollten wir nicht festlegen.



Unsere Söhne Matthias und Thomas

Jetzt waren die anderen Missionare nicht mehr so reserviert uns gegenüber. Viele der Frauen kamen mich besuchen. Einige überreichten mir eine exzellente Cremetorte und meinten, wir sollten

sie uns schmecken lassen. Ich empfand das als eine liebevolle Geste. Wenn Dr. Bjaanes zur Visite kam, fragte er jedes Mal: „Na, wie geht es dem Thomas von Aquino?“ Das mochte ich eigentlich nicht, es war doch unser Thomas! Dankbar waren wir, denn unser zweites Baby war gesund, und mir ging es auch gut. Schon am vierten Tag nach der Entbindung sind wir wieder in unsere Wohnung übergewechselt. Wie gut es Inge ging, kann man der Tatsache entnehmen, dass sie gleich nach Ankunft in Nachthemd und Schlafrock die Veranda gewischt hat.

Inzwischen hatte die Missionsleitung das Angebot von Hans Eichenberger angenommen und beschlossen, dass er im Januar ausreisen sollte, um mit uns zusammen den Neuanfang der Mission im Norden zu starten. Seine Frau Gertrud konnte nicht gleich mitkommen, weil die Schweizer Missionskollegen sich weigerten, Eichenbergers Familie in Sulede, ihrer bisherigen Station wohnen zu lassen. Von den massiven Schwierigkeiten unter den Missionaren wussten wir damals noch nichts. Deshalb konnten wir für die gemeinsame Arbeit ganz offen sein.

Aber vorher gab es noch einmal einen Umzug in Ngaoundéré. Der zuständige Mann für die Siedlung, in der wir wohnten, Monsieur Sarkissoff, bat uns, unsere kleine Wohnung zu verlassen, weil in diesem Gebäudekomplex umgebaut werden sollte. Er bot uns dafür eine Dreizimmer-Wohnung an. Die Sache hatte nur einen Haken: Auch diese Wohnung musste gerichtet werden. So bekamen wir für einige Wochen ein alleinstehendes Haus. Es war ein lang gezogener ovaler Bau, dessen Dach mit Stroh gedeckt war. Innen hatten wir wieder drei Zimmer und Bad. Also umziehen. Doch wir bekamen immer mehr Übung darin. Wie ich die anfallende Arbeit geschafft habe, weiß ich allerdings nicht mehr. Ich war ja noch Wöchnerin und hatte neben dem Baby ein Kleinkind zu versorgen. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich hinterher müde und schlapp gewesen wäre. Wir waren eben in Afrika, und da hat man sich auf viele Überraschungen einzustellen. Ich fand alles sehr spannend. Steckte da in mir eine Portion Abenteuerlust? Ich denke schon.

Unser Baby Thomas wuchs problemlos heran. Matthias liebte seinen kleinen Bruder. Von Eifersucht auf das jüngere Geschwisterkind wussten wir noch nichts. Ich denke, dass ich damals intuitiv vieles richtig gemacht habe. Wenn ich Thomas im Arm hatte und mit der Milchflasche versorgte, kam Matthias zu mir und wollte auch in den Arm genommen werden. Ich habe dann noch eine Milchflasche gerichtet und hatte dann rechts und links meine kleinen Söhne im Arm. Aber an die erste Spazierfahrt erinnere ich mich sehr lebhaft. Da hat mir mein älterer Sohn so Leid getan. Vor Thomas' Geburt hatte doch immer er im Kinderwagen gesessen. Zu dem Zweck hatten wir nur den Babykorb herausnehmen müssen. Zuerst lief Matthias neben dem Wagen her. Dann blickte er zu dem Kinderwagen hoch, der mit dem Korb so ganz anders aussah. Er sollte darin nicht mehr sitzen und gefahren werden können? Den hilflosen Blick von Matthias vergesse ich nie. Er war total durcheinander. Daran änderte sich auch nicht viel, als der Papa ihn auf den Arm nahm. Zum Glück konnten wir bald einen Sitz kaufen, der über dem Babykorb zu befestigen war. Die Welt war wieder im Lot, auch wenn Matthias nie lange sitzen blieb. Das war auch schon vor Thomas' Geburt so gewesen. Aus diesem Grund hatte ich mir auch keine großen Gedanken darum gemacht. Bei unseren Nachmittagsspaziergängen nannte ich Matthias nur unseren Goldsucher. Er blieb oft einige Schritte hinter uns stehen, setzte sich bald an den Straßenrand und suchte im Staub nach ich weiß nicht was. Irgendwann kam er wieder zu uns und wollte für ein paar Sekunden über seinem Bruder Thomas thronen.

Anfang Januar 1958 kam Hans Eichenberger zu uns nach Ngaoundéré. Er wollte dann weiterfahren in den Norden. Dort sollte er in der Nähe von Maroua einen geeigneten Platz für eine Missionsstation suchen. Kurz vorher hatte Rudi für ihn im Einverständnis mit der Missionsleitung von einem norwegischen Missionar einen gebrauchten VW-Transporter kaufen können. Andernfalls hätten wir ihm den Landrover übergeben müssen und wären ohne eigenes Fahrzeug gewesen. Hans Eichenberger kam allein, seine Familie war noch in der Schweiz. Auch Rudi sollte zuerst allein in den Norden aufbrechen.

Neben dieser Veränderung gab es noch eine zweite: Durch unseren Familienzuwachs waren wir nun vier Personen und rechneten mit einer kleinen Gehaltsaufbesserung. Darum waren wir nicht gerade erfreut, als die Leitung uns mitteilte, wir würden ab Januar ein wesentlich kleineres Gehalt bekommen. Hans Eichenberger hatte ihnen vorgerechnet, dass man in Afrika mit viel weniger Geld

auskommen könne. Bei der Begegnung mit ihm wussten wir schon, dass man bei Farellys nie versucht hat, das Gehalt zu kürzen. Da hatten wir schon einen dicken Brocken zu schlucken.

Kurz vor Rudis Abfahrt in den Norden bezogen wir die andere Dreizimmerwohnung. An den Tag der Abfahrt erinnere ich mich nicht mehr genau. Eigentlich war die Grundstimmung: Endlich geht es weiter, die eigentliche Arbeit für uns soll bald beginnen. Das erste Jahr in Afrika war nur ein Durchgang. Deshalb war es für mich auch nichts Besonderes, dass ich mit zwei kleinen Kindern in Ngaoundéré allein blieb. Hilfe von andren habe ich nie erwartet, ich bekam auch keine. Weil Rudi und Jean mit dem Landrover losfuhren, war ich natürlich nicht motorisiert. Selbst von der Missionsstation am anderen Ende der Stadt kam keine Anfrage, wie es uns ging. Wegen der weiten Entfernung kam ich selber auch nicht mehr dorthin, zu Fuß ließ sich das nicht bewältigen. Was hätte ich machen sollen, wenn eines der Kinder krank geworden wäre. Selbst die wenigen Europäer in der großen Siedlung wohnten ein paar Straßen weiter.

Auf diese Gedanken bin ich damals gar nicht gekommen. Ich hatte keine Angst. Das ist wohl das Vorrecht der Jugend. Zum Glück konnte ich die beiden Lebensmittelgeschäfte zu Fuß erreichen. Darum war ich froh über den zusätzlichen Kindersitz, in den ich Matthias packen konnte. Der kleine Mann hätte den langen Fußmarsch doch noch nicht geschafft. Spaziergänge sind etwas anderes. Ich weiß, dass ich mit den Kindern ausreichend Arbeit hatte. An Beschäftigung hatte es mir in diesen einsamen Wochen nicht gefehlt. Solche Zeiten habe ich immer mit Handarbeiten und Lesen ausgefüllt. Nur wurde mir deutlich, dass es schon ein bisschen langweilig wird, wenn man als einzige Ansprechpartner im Alltag ein Kleinkind und ein Baby hat. So verging ein Tag nach dem anderen.

Ein Zwischenfall machte mir klar: Inge, so kann es nicht unendlich weitergehen. Ich hatte mein Baby in den Kinderwagen gelegt und Klein-Matthias in seinen Sitz und marschierte los um einzukaufen. Unterwegs fiel mir auf, dass es in den Straßen so ruhig war. Aber ich marschierte weiter. Als ich dann vor dem Lebensmittelgeschäft stand und es geschlossen vorfand, wusste ich nicht mehr, was geschah. Ich stand da und ließ meine letzten Tage Revue passieren. Mit Erschrecken musste ich mir sagen: „Inge, heute ist Sonntag, du hast dich um einen Tag verzählt!“ Auf diesem Weg konnte ich auch zur Post gehen und unser Postfach leeren. Wichtig waren für mich ja besonders die Briefe von Rudi. Sie und die Gespräche beim Einkaufen waren meine einzigen Kontakte zur Außenwelt. Nein, da war noch ein anderer Kontakt: Unsere Wohnung lag fast außerhalb der Stadt und nahe am Flugplatz. Gerne habe ich darum den Flugzeugen beim Starten und Landen zugesehen, das vermittelte mir ein beruhigendes Gefühl.



Fulbe-Krieger bei einem Reiterfest

Auszüge aus Briefen von Dagai

9. Februar 1958. Weil heute Sonntag ist und wir morgen nach Maroua fahren wollen um einzukaufen, will ich doch die Gelegenheit wahrnehmen, schnell das Wesentliche zu berichten.

Gestern Morgen sind wir von Maroua aus hierher gefahren. Mouloum liegt an der Straße Guider – Maroua, der Ort selbst ist aber wegen seiner mohammedanischen Einwohner für uns weniger interessant. Nur 5 km von Mouloum entfernt liegt ein Dörfchen Dagai, das Eichenberger für die Station ausersehen hatte. Das Gelände liegt sehr günstig, nahe bei einem Wasserlauf, mit einem Stück guten Gartenlandes. Die ersten Hütten befinden sich in etwa 300 m Entfernung. Das Gebirge beginnt 3 km von hier, die Landschaft ist also nicht zu eintönig. Der einzige Nachteil ist, dass die Station etwa 5 Monate lang von der Außenwelt abgeschnitten ist. Selbst nach Mouloum kann man dann nicht mehr gelangen, weil ein sehr breiter Regenzeitfluss dazwischen liegt. Die einzige Möglichkeit wäre dann ein Pferd, mit dem man den Fluss durchschwimmt, um von Zeit zu Zeit mal nach Maroua zu kommen. Man muss sich dann eben für diese Monate eindecken.



Berglandschaft in Nordkamerun

Langweilig kann es aber auf keinen Fall werden, weil es ringsum von Dörfern wimmelt. Die Kinder fragen schon nach der Schule und die Männer und Frauen nach der Ambulanz. Die Kola sind eben doch schon etwas näher mit der Zivilisation bekannt geworden als die Kirdistämme in den Bergen. Der größte Teil der Männer war wenigstens schon einmal in Maroua, sie sind auch alle irgendwie schon bekleidet, nur die Frauen laufen noch fast nackt herum.

Gleich nach der Ankunft auf dem Gelände haben wir angefangen, mit Hilfe der Schwarzen unsere provisorische Behausung und Bauhütte zu errichten. Sie ist 7 x 3 m groß und 2 m hoch, besteht aus einem Gerüst von einigen Holzstangen und ist oben und rings herum mit Grasmatten geschlossen. Das ist tatsächlich wildromantisch. Glücklicherweise gibt es in dieser Gegend kein Raubwild, und die Hyänen, die sich schon mal hierher verlaufen, sind nicht gefährlich. Unsere Hütte steht direkt neben einem hohen Baum, der ein wenig Schatten spendet. Allzu warm ist es auch noch nicht: ich habe heute im Schatten 36° C gemessen; aber das soll im März besser werden. Für den Fußboden haben wir einige Fuhren Sand aus dem nahen Flussbett geholt.



Erste Unterkunft von H. Eichenberger und Rudi

Heute Morgen haben wir den alten Häuptling der Kola besucht. Bis zum Fuß des Gebirges konnten wir mit dem Auto fahren, dann ging es noch eine halbe Stunde zu Fuß weiter die Felsen hinauf, bis wir endlich an Ort und Stelle ankamen. Der Häuptling ist wirklich uralt und dazu noch blind, war aber sehr interessant. Vor seinem Gehöft hatten wir dann die erste Missionsversammlung. Alle Männer und Jungen aus der Umgebung waren da, auch zwei Zauberer. Dem Alten mussten wir versprechen wiederzukommen, weil er ja nicht zu uns kommen könne, er wolle aber auch hören, was wir zu sagen hätten. Im Augenblick bieten wir noch den Reiz alles Neuen, es muss sich dann zeigen, ob der Zug zur Station anhält. Gott schenke es, dass sein Wort den Durst nach mehr wecken möge.

Wie lange es mit den Bauarbeiten dauern wird, hängt vom Geld der Mission und dem hier befindlichen Lehm ab. Hoffentlich dauert es nicht zu lange, damit unsere Familien bald nachkommen können.

13. Februar 1958. Eichenberger ist zu einer Besprechung nach Soulédé gefahren und wird kaum vor morgen Nachmittag wieder zurück sein. Wir warten auf Arbeiter, weil zurzeit noch alles mit der zweiten Hirseernte beschäftigt ist. Wir haben jedenfalls schon das Gelände vermessen und geplant, wo im Laufe der Zeit die einzelnen Gebäude hin sollen. Das Gelände ist zum Bauen sehr günstig, weil man beim Graben schnell auf Felsen stößt. Das ist weniger günstig für den Brunnen, den wir graben wollen. Der erste Versuch saß bei einem Meter Tiefe fest. Mit dem zweiten scheint es besser zu sein. Wir sind bei knapp 2 Metern, allerdings müssen wir etwa 6 m tief graben. Dafür haben wir aber auch später das Wasser nahe beim Haus. Heute morgen haben wir angefangen, das Fundament für das erste Haus zu graben. Dafür werden wir dann Bruchsteine nehmen, von denen eine ganze Masse zu finden sind. Dann fehlen nur noch die Leute zum Ziegel formen, damit wir vorwärts kommen. Lehm und Sand haben wir im Überfluss. Da gibt es keine Probleme.

...Zum Glück sind die Nächte noch kühl, so dass man gut schlafen kann. Im März werden wir uns wahrscheinlich ganz nach draußen legen, um etwas Luft zu haben.

Gestern war hier im Dorf Markt. Der Marktplatz ist etwa 500 bis 600 m von uns entfernt. Es ist unwahrscheinlich, welche Volksmassen da zusammenströmen. Aber der Chef meinte, das sei noch nicht viel, weil die meisten durch die Erntearbeit abgehalten sind. Natürlich waren am Nachmittag so an die fünfzig Leute dauernd neben unserer Sommerwohnung, um zu sehen, was wir machten.

Die Schwester des Häuptlings hat Malaria. Eichenberger hatte ihr vorgestern schon Aspirin und Chinin gegeben, worauf es besser wurde. Aber als ich gestern Abend nach ihr schaute, war ihr Puls wieder auf 120, außerdem sagte man mir, dass sie von Zeit zu Zeit huste. Hoffentlich hat sie sich nicht so erkältet, dass eine Lungenentzündung dazu kommt. Wir haben nämlich nichts hier, nicht einmal Aspirin. Weil Eichenberger nicht da war, musste ich selbst mit den Leuten beten – und das in Ful! Gebe Gott, dass es besser mit der Frau wird, davon kann ja so viel für unseren Anfang und das Vertrauen bei den Leuten abhängen. Alle fragen, wann wir mit der Krankenpflege anfangen wollen. Da gibt es sicher reichlich zu tun ...

15. Februar 1958 Heute Morgen sind wir in unserem Brunnen auf Wasser gestoßen. Das ist auch etwas wert. Wenn wir nur schon die Leute zum Ziegel formen hätten und das Geld aus Zürich! Im Augenblick leben wir noch von den spärlichen Reserven. Fürs Essen brauchen wir noch nicht allzu viel, Eier sind laufend da, alle geschenkt, und Hühner haben wir schon fünf verzehrt, auch geschenkt. Zwei Hähne und ein Huhn sind noch übrig, die wecken uns morgens rechtzeitig auf. ... Ich kann gut verstehen, wie Eichenberger mit so wenig Geld zum Essen ausgekommen ist. Abgesehen von den Konserven sind die Lebensmittel hier billiger als in Ngaoundéré. Neulich habe ich auf dem Dorfmarkt einen großen Tonkrug gekauft zum Wasserkühlen. Er kostete 35 CFA (Wechselkurs damals 100 CFA etwa 1,10 €).

Kinder gibt es hier genug, in allen Altersstufen, aber ich habe sie noch nie anders gesehen als Matthias abends nach dem Baden. Überhaupt die Kinder! Wenn ich ihnen nur erlaube, auf dem Anhänger bis zum Steinplatz mitzufahren, sind sie so selig, dass sie mir die dicken Bruchsteine mit

Wonne herbei schleppen, ohne weiteren Lohn zu verlangen. Für etwa 200 CFA haben wir das Gras für zwei Rundhütten bekommen und für 150 CFA soviel Bast, dass wir ohne Nägel sämtliche Balken befestigen können.

17. Februar 1958 Wenn alles gut geht, haben die Leute übermorgen ihre Hirsernte beendet, so dass wir dann ausreichend Arbeitskräfte zur Verfügung haben.

Den Brunnen mussten wir zum dritten Mal anfangen, weil wir schon wieder auf Stein gestoßen sind. Jetzt scheint es aber besser zu gehen, wir versuchen es einfach an einer sandigen Stelle.

Eichenberger hatte in der letzten Woche ziemliche Schwierigkeiten mit den Kollegen seiner Mission. Sie wollten ihn zwingen, entweder ganz zu uns zu gehen oder seine Hilfeleistungen abzubrechen, da man „nicht zwei Herren dienen“ könne. Sie hätten nichts gegen eine Arbeit unserer Mission in dieser Gegend, lehnten aber die Zusammenarbeit ab. Aus welchem Grunde ist nicht ganz verständlich, da die guten Leute sich bisher noch nicht die Mühe gegeben haben, uns überhaupt mal kennen zu lernen. Man sagt, die deutschen Baptisten hätten von den Südlischen Baptisten aus den USA nach dem Krieg Hilfe erhalten, und diese Südlischen Baptisten seien nicht einwandfrei in ihrer Theologie ...

21. Februar 1958. Am Dienstag (18.2.) haben wir einen kleinen Ausflug gemacht. Von Maroua aus sind wir zuerst nach Méri gefahren, um den historischen Ort in Augenschein zu nehmen. Der Platz lag ja wirklich großartig in jeder Beziehung, heute ist er wüst und leer. Wir haben ein paar Steine aus den Trümmerhaufen der ehemaligen Häuser mitgenommen, die wir hier einbauen wollen. Von Méri ging es nach Soulédé, um einige Sachen dort abzuholen. Farellys hatten tatsächlich ein ganzes Warenlager mitgeschleppt. Die Werkzeuge reichen für drei Stationen. Baubeschläge für Türen und Fenster sind ebenfalls noch in Mengen vorhanden, außerdem neue Stoffe und Medikamente. Für das Dispensaire (=kleine Ambulanz) ein kleiner OP-Tisch und alles, was sonst so nötig ist. Von Soulédé fuhren wir nach Mofou, wo wir den Platz für die zweite Station angesehen und mit dem Häuptling gesprochen haben. Wir könnten dort sofort anfangen, wenn ... Die Administration ist einverstanden, der Laamido (Fulbe-Chef) von Maroua ist dort nicht zuständig, der Platz ist günstig, nur – wir dürfen den nächsten Missionar noch nicht kommen lassen, erst muss eine Station stehen ...

Hier wird es langsam mollig warm. Um 14.00 Uhr haben wir im Schatten 39° C, abends etwa 28°, morgens um 7.00 Uhr nur 17 – 18 °, aber das wird auch bald steigen. So allmählich bekommen wir auch die Arbeiter. Es war gut, dass sie nicht eher kamen, sonst hätten wir unnötigerweise Ziegel machen lassen. Gestern und heute haben wir ganz in der Nähe mehrere verlassene Gehöfte gefunden, von denen wir die Bruchsteine bloß aufladen und verbauen müssen. Dadurch werden wir gut einsparen können. Und außerdem halten die Häuser noch besser.

28. Februar 1958. Zum Kochen haben wir einen Matakam-Jungen hier, der schon bei Eichenbergers gekocht hat. Es ist zwar nicht ganz wie bei dir, lässt sich aber essen. Verpflegungsmäßig geht es uns wirklich gut. Er kocht draußen hinter einem großen Stein auf einer abgebrochenen Mistgabel als Rost. Das Brot backt er ganz ausgezeichnet in einem eingemauerten großen Tonkrug. Der Kühlschrank ist noch nicht hier, weil wir nicht wissen, wo wir ihn hinstellen sollen. Das Geschirr ist im absolut nötigen Umfang vorhanden. ...

Ich lege dir einen Zettel bei für Robelin (=französischer Schreiner und Zimmermann), außerdem einen Brief für Sarkissov. Es handelt sich in beiden Fällen um Bestellungen. Wenn alles kommt, wie wir uns wünschen, komme ich Ende März hinüber um zu packen. Dann könnte der Lastwagen mit Holz, Blechen und anderen Sachen am 1. April von Ngaoundéré fort. Du müsstest eventuell noch etwa zehn Tage mit den Kindern auf der Mission bleiben, bis wir das Dach fertig haben. Wir müssen auf jeden Fall dem Umzug mit dem Materialtransport verbinden, um den Lastwagen auszunützen. Der VW ist zu leicht gebaut, um die Waschbrettstraßen bei Garoua zu verdauen. Auf diese Weise kann ich mir auch erlauben, den Anhänger hier zu lassen.

Hoffentlich beklagst du dich nun nicht, dass der Brief so nüchtern ist. Ich hätte lieber morgen in aller Ruhe geschrieben, aber morgen geht es nach Maroua und Mokolo, und heute habe ich 230 m gemacht, um Kalk einzukaufen. Drei Stunden von der Fahrt waren gerade in der Mittagshitze, und wir sind jetzt bei 40° C angelangt. Anschließend musste ich noch den Wagen reparieren und mit Eichenberger zu einer Kranken. Ich habe den Eindruck, dass es für heute reicht. ..

9. März 1958. Wir leben hier ziemlich auf dem Mond; die zivilisierte Welt ist weit entfernt, die Zeitung kaufen wir immer ein paar Tage später in Maroua, und das Radio habe ich in Ngaoundéré bei Inge gelassen. Wir fühlen uns aber auch so ganz glücklich und zufrieden.

Unsere Aufbauarbeit geht langsam vorwärts. Für die beiden vorgesehenen Häuser haben wir genügend Bruchstein gefunden. Wir werden also bis obenhin in Stein arbeiten. Ursprünglich hatten wir an Trockenziegel gedacht; aber das Projekt hat sich zum augenblicklichen Zeitpunkt in dieser Form als undurchführbar erwiesen. Der Lehm trocknet uns nämlich außen sofort an, wird hart und hindert das Ausdünsten des Innern und dass ist das Risiko zu groß. Die Temperaturen sind „sommerlich“; morgens 27° C, um 14 Uhr 40-42°, abends 34°, alle Temperaturen in unserem Häuschen gemessen. Die Leute arbeiten von 6-13 Uhr, da müssen wir selbstverständlich die ganze Zeit mitarbeiten. Und abends um 16.30 Uhr fangen wir dann allein wieder an bis gegen 18.30 Uhr. Ihr könnt euch vielleicht vorstellen, wie angenehm kühl dann draußen die Mittagssonne ist. Gegen Ende des Monats wird es so ganz allmählich anfangen zu regnen, aber nur ganz vereinzelt Schauer. Ende Mai kommt es dann dicker, aber die Straßen sind immer noch passierbar. Von Mitte Juli an sind wir etwa vier Monate lang abgeschnitten. Dann muss ich wohl alle vierzehn Tage ein Pferd mieten, um nach Maroua zu gehen. Das Dumme ist nämlich, dass die Flussbetten teilweise sehr breit sind und die Übergänge, die man in der Trockenzeit mit Steinen ausgefüllt hat, von den ersten Regengüssen vollständig weggeschwemmt werden. Mit meinem Wagen käme ich wohl durch trockenen Sand, aber im nassen würde ich doch absacken. In ein paar Jahren werden alle Übergänge wahrscheinlich betoniert sein, bis heute aber hat man das nur mit einer einzigen Straße in Nordkamerun gemacht.



Unser Landrover, von Farellys übernommen

Verpflegungsmäßig liegen wir nicht schlecht. Hirse, Erdnüsse und Zwiebeln gibt es an Ort und Stelle. Mehl, Zucker, Salz und Konserven kaufen wir in Maroua. Erdnussöl bekommt man von den Leuten, Milch gibt es während der Regenzeit auch genug, und an Eiern besteht kein Mangel. Bleiben noch Obst und Gemüse. Gemüse werden wir in der Regenzeit ziehen können, weil der Boden hier ziemlich fruchtbar ist, und die Obstbäume brauchen eben ihre Zeit: Apfelsinen, Pampelmusen, Papayas und Mangos werden ohne weiteres hier wachsen. An den Reis haben wir uns schon gewöhnt, in Abwechslung mit Nudeln kann er wirklich die Kartoffeln ersetzen. – Für die Wäsche sind die Boys da, das Problem ist aber nicht allzu groß: Unterwäsche, Hemd und kurze Hose sind alles, was wir brauchen.

Die Leute der Umgebung haben sich schon gut an uns gewöhnt. Nachmittags und abends sitzen immer eine zahlreiche Versammlung auf einigen Felsblöcken bei unserer Behausung. Sonntags lassen wir dann ein Grammophon laufen mit Platten in Ful, damit sie fast alle verstehen. Einen ausgesprochenen Gottesdienst haben wir noch nicht begonnen, aber hin und wieder ergibt sich eine gute Gelegenheit zu einem klärenden Wort. Jedenfalls finden sie es interessant, dass wir sonntags nicht arbeiten und dafür spazieren gehen, um die Höfe in der ganzen Umgebung kennen zu lernen. Auch die Frauen und Kinder laufen nicht mehr vor uns weg wie in den ersten Wochen. Wir sehen von Tag zu Tag mehr, wie günstig der Platz für die Arbeit liegt. Die ganze Bevölkerung aus dem Bergmassiv westlich der Station kommt mittwochs zum Markt, der 500 m östlich von uns liegt. Sie kommen also an der Station und an der geplanten Ambulanz vorbei und so in Kontakt mit uns. Die medizinische Arbeit hätten wir schon lange anfangen können. Nur gut, dass die Medikamente noch nicht da sind, sonst kämen wir vor lauter Krankenbehandlung nicht mehr zum Bauen. Einige dringende Fälle haben wir allerdings schon gehabt. Wir danken Gott, dass er die Leute wieder gesund gemacht hat. Dadurch haben sie Vertrauen zu uns bekommen. Für viele Fälle fehlen aber die Mittel und die kundige Hand.

Wir müssen uns beeilen, unsere Mauern hoch zu bekommen, damit wir nicht vom Regen überrascht werden. Die Balken und Bleche sollen zum 1. April eintreffen, wenn alles gut geht. Ein Haus werden wir dann wohl gegen Ostern so weit haben, dass man es beziehen kann, das andere wird etwa vierzehn Tage länger brauchen.



Der Fluss in der Regenzeit

Dagai

Anfang April kam Rudi dann zurück, um uns abzuholen. Mein Alleinsein war zu Ende. Im Wohnzimmer hatte ich ein Foto von Rudi sichtbar für Matthias aufgestellt. Dazu habe ich ihm immer wieder gesagt, indem ich auf das Foto zeigte: „Das ist dein Papa.“ Wollte er mir einen Gefallen tun oder hatte er wirklich verstanden? Er wiederholte es mehrere Male täglich. Seinen Zeigefinger auf das Foto gerichtet und laut das „Papa“ ausgesprochen. Jetzt stand da aber ein großer Mann in der Wohnung, den Matthias nicht kannte. Rudi durfte seinen Sohn nicht berühren, er schrie heftig. Ich habe dann nur beruhigend gesagt: „Matthias, das ist doch dein Papa.“ Darauf marschierte er zum Foto, schaute es sich an und dann lief er zu Rudi, schaute ihn an. Das tat er eine ganze Zeit. Nach ungefähr einer halben Stunde durfte Rudi ihn auf den Schoß nehmen, wobei Matthias ganz glücklich „Papa“ sagte.

Nun hieß es wieder packen. Übung macht den Meister. Das ging alles ganz problemlos. Rudi kaufte in Ngaundéré noch viel Holz für die Dächer der beiden im Bau befindlichen Wohnhäuser ein. Er mietete einen Lastwagen, der dieses Holz und unsere Möbel transportieren sollte. Unser

Landrover mit Anhänger war natürlich auch bis unter das Dach mit persönlichen Sachen bepackt. Damals gab es noch keine „Pampers“, wir hatten nur Stoffwindeln. Rudi kam aus dem Norden Kameruns und kannte die Temperaturen in dieser Zeit. Ngaundéré hat ein für uns Europäer erträgliches Klima, keine zu hohen Temperaturen. Darum war ich verwöhnt und wusste noch nicht, was Hitze ist. Aus diesem Grund entschlossen wir uns für eine Nachtfahrt. Matthias setzten wir in den Autositz, der zwischen uns war, und Thomas nahm ich auf meinen Schoß. Bei anbrechender Dunkelheit fuhren wir los. Die Kinder schliefen auch bald ein und Rudi konnte ungestört das Auto steuern. Er kannte den Weg ja schon. Nach einer bestimmten Strecke wurde es zunehmend wärmer und Rudi wurde müde. Wir hatten die letzten Tage auch reichlich Arbeit gehabt, darum wollte Rudi auf der Fahrt immer wieder etwas anhalten, um zu ruhen und das war ja auch eine vernünftige Idee. Nur die Kinder fanden das nicht gut, ihrer Meinung nach verhielt es sich dabei keineswegs um eine gelungene Idee. Sobald kein Motorengeräusch mehr zu hören war, wurden sie wach und weinten. Da half kein gutes Reden, keine Flasche mit Tee oder Milch. Sie wollten eben ihre gewohnte Schlafstelle. Was blieb Rudi anderes übrig, er fuhr weiter. Sofort schliefen die Kinder wieder ein, und es wurde wärmer und wärmer. Ein Kleidungsstück nach dem anderen zogen wir uns und den Kindern aus. Ich dachte nur, was da an Wärme noch auf uns zukommen würde, wenn es jetzt in der Nacht schon so warm war.



Wir nannten unseren Landrover „Tante Mimma“

Kurz vor Garoua, 200 km von Dagai entfernt, hatte unser Wagen eine Panne. Wir mussten anhalten, damit Rudi unter der Motorhaube nachsehen konnte. Taschenlampen waren ein „Muss“ im Gepäck. Wehe, Rudi hätte vergessen, eine Taschenlampe griffbereit im Auto mitzuführen. Nur, wie repariert man bei Dunkelheit ein Auto, wenn auch die Scheinwerfer nicht mehr einsatzbereit sind? Ich musste die Kinder auf den Arm nehmen und sie trösten. Sie hätten uns sonst die ganze Gegend rebellisch gemacht. Was blieb Rudi anderes übrig, als die Taschenlampe zwischen die Zähne geklemmt, am Motor zu arbeiten? Nach längerer Zeit lief der Motor endlich wieder. Sobald wir wieder im Auto fuhren, schliefen die Kinder auch wieder ein. Aber immer wieder blieb der Motor stehen. Wenigstens kannte Rudi jetzt das Problem und konnte das Auto wieder zum Laufen bringen.

Morgens um 6 Uhr kamen wir in Dagai an. Als das Auto vor unserer vorläufigen Behausung ankam, blieb der Motor stehen. Es ging nichts mehr und außerdem war noch ein Reifen platt. Wir konnten aber die wichtigsten Dinge aus dem Landrover herausholen und unsere beiden strohbedeckten Rundhütten von innen besichtigen. Alles wildromantisch – so empfand ich es. Schwieriger war es schon, die beiden übermüdeten Kinder zu beruhigen. Der Lastwagen mit unseren Möbeln und dem Gepäck war ja noch nicht angekommen. Auf Strohmatten konnten wir etwas ruhen. Aber bald wurde es heiß, unerträglich heiß. Gegen Mittag zogen schwarze Wolken auf, und dann begann ein kräftiger Sturm. Dieser Sturm wirbelte Sand und Staub auf. Davon gab es ja eine Menge, weil fast sechs Monate lang kein einziger Tropfen Regen nieder gegangen war. Wir suchten Schutz in einer unserer Rundhütten.



Eine typische Rundhütte, mit Strohdach gedeckt

Bald begann es zu regnen. Und kurz gesagt: es regnete kräftig. In dieser Jahreszeit war so ein Regen ungewöhnlich, erst Ende April war damit sonst zu rechnen. Nachmittags zogen die Regenwolken weiter, aber es blies weiterhin ein kräftiger Wind. Endlich musste ich daran denken, für unser Baby Thomas Flaschennahrung zu kochen. In dieser Zeit war es noch nicht so bequem wie heute. An Fertignahrung war noch nicht zu denken. Zum Glück hatte ich den Spirituskocher schon im Landrover mitgenommen. Ich packte ihn aus – Tische und Stühle waren noch auf dem Lastwagen. Deshalb stellte ich den Kocher auf den Sandfußboden. Es war aber sehr schwierig, unter diesen Umständen, den Kocher zum Brennen zu bekommen. So einen Spirituskocher zündet man mit dem Streichholz an und bringt eine kleine Flamme zum Brennen. Erst, wenn alles vorgewärmt ist, pumpt man die Flamme damit an, damit die Kochstelle heiß wird. Der Wind blies mir aber immer wieder die kleine Flamme aus und ich musste wieder von vorne beginnen. Wir hatten ja nicht einmal Strohmatte vor unserer Türöffnung, weil uns der Sturm zuvor alles weit fort geweht hatte.

Ich sehe mich noch lange auf dem Sandfußboden liegen, mit der Hand die kleine Flamme schützend und darauf wartend, dass der Brenner sich ausreichend erwärmt hatte. Irgendwann konnte ich dann doch noch die Babynahrung kochen, damit Thomas seine Milchflasche bekam.

Es war dunkel geworden, als der Lastwagen ankam. Er war durch den unerwarteten Regen mehrmals in den Flussübergängen stecken geblieben. Schnell wurde abgeladen. Er hatte ja außer unseren notwendigen Möbel noch das Holz für den Dachstuhl der beiden vorgesehenen Wohnhäuser geladen. Zum Abladen waren ausreichend Dorfbewohner bereit. Unsere Nachbarn waren sehr gespannt, was diese wunderlichen Nasara'en (Weiße) alles auspackten.

In einer der Hütten wurden schnell unsere beiden Betten, Matthias Kinderbett und der Kinderwagen aufgestellt. Wir waren sehr müde. In der ersten Nacht haben wir dann auch tief und fest geschlafen. Durch den Regen hatte es sich glücklicherweise genügend abgekühlt, sodass wir zunächst noch nicht schwitzen mussten.

Wir gingen nicht gerade unvorbereitet nach Kamerun. Wir hatten früh Kontakt zu dem Missionarsehepaar Farelly aufgenommen. Er war viele Jahre in Südkamerun als Missionar tätig, sie war Ärztin. Als sie in Deutschland waren, um Vortragsreisen zu halten, hatten wir sie persönlich getroffen. Selbstverständlich hatten wir uns ihre Dia-Serie über Nordkamerun angesehen. Dadurch wussten wir einiges, so auch wie die Kirdistämme lebten. Uns war klar, dass wir in ein Gebiet kommen würden, das von unserer westlichen Zivilisation noch völlig unberührt war. Zudem hatte ein Anthropologe und Hobbyfotograf einen guten Bildband herausgebracht. Sein Name ist René Gardi. Durch seine ausgezeichneten Fotos, die den Alltag dieser Stämme wiedergaben, waren wir

sofort von den Kirdi begeistert. Ich fand das alles sehr spannend und hatte mich auf ein einfaches Leben in Nordkamerun eingestellt. Gerade das war es, was auch mich angesprochen hat.

Darum waren meine ersten Begegnungen mit Afrikanern in Douala für mich auch kein Schock. Dort schon hatte ich das Gefühl, endlich an Ort und Stelle zu sein. Das unkomplizierte Verhalten der Leute hat uns sehr geholfen, dass wir uns schnell eingelebt hatten. Durch die Bilder hatte ich zwar eine gute Vorstellung erhalten von dem, was uns erwarten sollte, aber alles mit eigenen Augen zu sehen und selbst Umgang mit den Menschen zu haben, war dann doch etwas ganz anderes. Die Frauen aus dem Kola-Stamm waren noch weitgehend unbekleidet, sie trugen lediglich geflochtene Lederriemen um ihre Hüften und befestigten sie am Po. Um sofort zu unterscheiden, ob eine Frau verheiratet war oder nicht, wurden bei verheirateten Frauen die Schamhaare von Troddeln bedeckt, bei den Mädchen durch ein textiles Gitter. Die Männer trugen Kleidung. Sie hatten sich den Muslimen angepasst und kleideten sich in einen „Bubu“ (mantelartiges Gewand). Lustig sah es aus, wenn man Frauen beim Wasserholen beobachtete. Sie marschieren immer hintereinander, den Tonkrug auf dem Kopf. Mädchen werden bei dieser Arbeit von klein auf mitgenommen. Die Größe des Kruges entspricht dem Alter des Mädchens.

Natürlich besuchte ich vorwiegend Frauen. Ich war die erste weiße Frau, die sie sahen. In der ersten Zeit lernte ich schnell die nötigen Sätze auf Ful, um mich verständlich zu machen. Die Mütter trugen ihre Stillkinder immer auf dem Rücken. Als Tragevorrichtung wurde ein Ziegenfell wurde gefärbt und so zugeschnitten, dass es oben und unten je zwei Bänder aufwies. So hockt das Baby bei jeder Arbeit im Tragefell auf dem Rücken der Mutter: beim Wassertragen, beim Hacken auf dem Erdnussfeld, beim Zerstoßen der Hirse in den großen Mörsern und wenn am Mahlstein die zerstoßene Hirse zu Hirsemehl gemahlen wird. Wenn die Frauen ihre Arbeit unterbrachen und sich auf die Erde hockten, nahmen sie das Kind vom Rücken und setzten es zwischen ihre Beine. Ich fragte sie, warum sie das täten und sie erklärten mir, dass sie an der Bewegung des Kindes spürten, wann es Wasser lassen musste oder bald Stuhlgang haben würde. Das fand ich fantastisch; sie brauchen keine Windeln und haben später keinen Aufwand damit, das Kind an die Toilette zu gewöhnen. Als ich sie schließlich fragte, wie sie ein Kleinkind anleiten würden, alles selbständig zu machen, sahen die Frauen mich nur verständnislos an. Mir wurde klar, dass sie durch den ständigen Körperkontakt mit dem Kleinkind vieles gar nicht mehr einüben müssen. Es gab aber ein anderes Problem: Nachts schläft das Kind natürlich auch neben der Mutter. In der kühleren Jahreszeit machen die Kirdifrauen Feuer in ihrer Rundhütte. Die Feuerstelle ist immer in der Mitte des Raumes. Wenn das Kind nachts im Schlaf von der Seite der Mutter fort rollt, landet es oft in der Holzglut. Die Mütter brachten häufig Kinder mit schlimmsten Brandwunden in die Ambulanzen.

Die Kinder werden zu allen Tages- und Nachtzeiten voll gestillt. Die Frauen würden ein Baby niemals schreien lassen. Mich riefen sie damals sofort, sobald Thomas als Baby in seinem Kinderwagen lag und schrie. Wenn ich dann nicht schnell kam und handelte, waren sie fast böse mit mir. Ein Kind wird bis zum zweiten Lebensjahr gestillt. In diesem Alter wird es dann abrupt entwöhnt und bekommt sogleich den schwersten Hirsebrei. Das führt natürlich zu Verdauungsstörungen. Deswegen sahen wir auch viele Kinder mit aufgeschwemmten Bäuchen. Etliche Krankheiten hatten daher ihren Ursprung und die Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit war deshalb damals sehr hoch.

Die Kola geben ihren Kindern Zählnamen: der Erste, der Zweite usw. Stand der Neunte oder Zehnte vor uns und wir fragten nach dem Vierten, Fünften, Sechsten, Siebten oder Achten, bekamen wir oft die Antwort: „Gestorben.“ Das gehörte für sie zum Leben. Geburt und Tod werden nicht tabuisiert.

Das Wasser musste vom Mayo Dagai (Mayo= Fluss) geholt werden. Dieser Regenzeitfluss war ungefähr 200 m entfernt. Um in der Trockenzeit an Wasser zu kommen, mussten die Frauen am Flussbett im Sand buddeln. Sie schöpften dann mit kleinen Kürbisschalen das Wasser in ihre Krüge mit bis zu 20 Litern. Sobald der Krug gefüllt war, wurde er auf den Kopf gehoben. Man sah immer mehrere Frauen gemeinsam zum Fluss gehen, stets hintereinander. Ein geflochtener Grasing diente als Polsterung auf dem Kopf, damit der Tonkrug mit seinem Gewicht nicht die Kopfhaut verletzte. Wasserholen war eine Tätigkeit für die frühen Morgenstunden und abends.

Ich hatte eine Frau gebeten, für mich das Wasser zu holen und wurde von mir pro Krug bezahlt. Für uns war es eine geringe Summe, aber für die Frauen sehr viel. Entsetzt war die Frau jedoch am ersten Morgen, dass ich alle drei Krüge gefüllt haben wollte. Was wollten diese Weißen mit so viel Wasser? Als Erklärung dazu: Sie waschen ihre Wäsche und erledigen ihre Körperpflege nur am Fluss. Wasser wird nur zum Kochen ins Gehöft getragen. Trotzdem hat sich die Frau mit meiner Erwartung nach so viel Wasser gleich abgefunden, auch wenn sie meinen Wunsch nicht nachvollziehen konnte. Mir gefiel die Haltung der Afrikaner uns Weißen gegenüber auf Anhieb. Sie waren niemals unterwürfig, aber uns gegenüber einfach neugierig, höflich und freundlich.

Für die Küchenarbeit sorgte Matthieu, ein Afrikaner aus dem Stamm Matakam. Herr Eichenberger hatte ihn von seiner früheren Station zu sich geholt. Ich brauchte nur Anweisungen zu geben, was wir essen wollten, er arbeitete sehr selbständig und er war ein guter Koch. Frau Eichenberger hatte ihn eingelernt. Unser Speisezettel wurde immer afrikanischer: Zum Frühstück aßen wir Hirsebrei und eine Scheibe selbstgebackenes Brot. Das Brot wurde aus einem Teil Weizenmehl und einem Teil Hirsemehl gebacken. Wurst und Käse zum Brot hatten wir nur wenig, denn erstens kamen wir nur selten nach Maroua zum Einkaufen und zweitens war es für uns zu teuer. Durch das Hirsemehl war das Brot sehr fest. Zum Mittagessen gab es Reis oder Nudeln und dazu Gemüse aus Konserven. Unsere leeren Konservendosen waren sehr beliebt. Für eine Konservendose bekamen wir 4 Eier. Darum waren auch Eiergerichte in allen Variationen auf unserem Mittags- und Abendtisch. Nachmittags zum Tee knabberten wir geröstete Erdnüsse, die im Dorf selbst angebaut wurden. Nachdem die Regenzeit begonnen hatte, konnten wir auch Frischmilch kaufen bei den Fulbe (zugewanderter und mächtigster Volksstamm aus Nordafrika). In der Trockenzeit wandern die Fulbehirten mit ihren Rinderherden weiter in den Süden, um noch frisches Gras für die Tiere zu finden. Einmal in der Woche war Markt in Dagai. An diesem Tag konnten wir auch Rindfleisch kaufen. Das Fleisch besorgte uns immer unser Boy, weil sie von uns Europäern Wucherpreise verlangt hätten.



vom Regen aufgeweichte Straßen

Ungefähr vierzehn Tage nach unserer Ankunft holte Herr Eichenberger seine Frau und zwei seiner vier Töchter vom Flughafen Maroua ab. Die beiden älteren Mädchen waren in der Schweiz geblieben. Ich freute mich auf ihre Ankunft, denn mir war es wichtig, eine schon erfahrene Missionarsfrau zur Seite zu haben. Familie Eichenberger war vorher noch einmal auf ihrer alten Missionsstation gewesen. Sicherlich um einiges von ihrem Gepäck zu holen. Sie brachten zudem noch einen weiteren Matakam-Jungen namens Pierre mit. Pierre und Matthieu waren getaufte Christen. Pierre wurde dann unser neuer Boy, Matthieu kam wieder zu Eichenbergers. Pierre war ein wahres Goldstück: besonnen, gewissenhaft, treu und kinderlieb. Er schloss Matthias sofort in sein Herz. Thomas war noch zu klein und brauchte als Säugling noch meine Betreuung. Ich konnte Pierre absolut vertrauen. Als Mutter habe ich die Körperpflege der kleinen Kinder und die Betreuung bei den Mahlzeiten nie aus der Hand gegeben. Gleich zu Anfang wollte Frau Eichenberger mir deutlich machen, dass die Afrikaner die Kinderbetreuung übernehmen müssten,

damit wir als Missionarsfrauen frei wären für missionarische Aufgaben. Ich war in diesem Punkt anderer Ansicht und ließ mich von ihren Argumenten nicht überzeugen und so lehnte ich den Kolajungen ab, den sie mir brachte, damit er Matthias und Thomas betreuen sollte. Dadurch entstand gleich zu Beginn zwischen uns Frauen eine kühle Atmosphäre. Darüber war ich traurig. Im Nachhinein ist mir deutlich geworden, dass es noch nie jemand geschafft hat, mich zu etwas zu überreden oder zu zwingen, das nicht wirklich meiner eigenen Überzeugung entspricht. Mit dieser Haltung gewinnt man in manchen Situationen keine Freunde. Zwischen Frau Eichenberger und mir ist es nie zu einem vertrauten „du“ gekommen.

Die Hitze wurde für uns bald unerträglich. Nachts stellten wir unsere Campingliegen vor die Hütte, damit wir wenigstens etwas schlafen konnten. Rudi benötigte dringend ausreichend Schlaf, denn der Hausbau zehrte in der Hitze doch sehr an den Kräften. Zwischendurch kamen ab Mai immer wieder kräftige Regenschauer. Einmal wurden wir in der Nacht von einem Regenschauer überrascht. Wir wurden erst wach, als wir total durchnässt waren. Wir sahen es als gute Dusche an und verzogen uns in die Hütte. Ich erinnere mich noch, dass es viele Regenschauer brauchte, bis die strohgedeckten Dächer endlich dicht waren. Aber ich kannte die undichten Stellen. Über Kinderbett und Kinderwagen habe ich eine wasserdichte Plane ausgebreitet. Das konnte ich allerdings erst, wenn es zu regnen begonnen hatte, sonst wäre es zu warm gewesen.

Rudi war vollauf mit dem Hausbau beschäftigt. Die Feldsteine mussten aus größerer Entfernung herangeschafft werden. Ich sehe ihn noch, wie er immer wieder einen Feldstein in die Hand nahm und ausprobierte, ob er auch die richtige Form hatte. Verputzt wurde nur mit nassem Lehm. Diesen Lehm bereiteten die Afrikaner vor. Im Mai regnete es mehrere Tage immer wieder, so dass sie draußen nicht arbeiten konnten. Zuerst nahm ich Rudis Sorgen nicht so ernst, als er von der Giebelwand sprach, die er immer wieder kontrollierte. Einmal ging er noch spät abends zum Haus. Weil es schon dunkel war, musste er eine Taschenlampe mitnehmen. Er meinte, dass sich die Giebelwand nach vorne neigte. Er befürchtete, dass er sie wieder würde einreißen müssen, denn auch zum Mauern wurde nicht Zement, sondern nur Lehm verwendet, weil Herr Eichenberger Zement als zu teuer empfand. Er war der Ansicht, die Häuser dürften nicht so viel Geld kosten. Am nächsten morgen musste Rudi die Giebelwand einreißen. Eine ganze Woche mühevoller Arbeit war umsonst. Das kann sich niemand vorstellen – was für eine Enttäuschung! Nicht nur die Arbeit an sich ..., arbeiten bei dieser extremen Temperaturen ist doppelt anstrengend.



Unser erstes gemauertes Haus in Dagai

Endlich war es soweit, dass wir das Haus beziehen konnten. Wir hatten endlich wieder ausreichend Platz! Wohnfläche ungefähr 120 qm: ein großes Schlafzimmer, Wohnzimmer, Büro, Teeküche und – zum Spaß schreibe ich – Badezimmer, denn diesen Raum muss ich gesondert beschreiben. Es war ein Raum von 3 qm. Links brachte Rudi einige aus Holz gezimmerte Haken für Handtücher an. Auf dieser linken Seite stand eine Waschschüssel auf einem Brett und unter dem Brett war ein Eimer, gefüllt mit Wasser. Das Waschwasser wurde natürlich nicht einfach fortgegossen, sondern diente dazu, die Blumen in meinem Blumengarten zu gießen. An der rechten Seite war unser WC. Jetzt aber Luft anhalten, es wird menschlich! Im WC-Brett war ein Loch ausgesägt, darunter stand ein Eimer. Der Eimer konnte von draußen durch ein Loch in der Wand herausgenommen und geleert

werden. Das war die morgendliche Aufgabe eines Boys. Die Erfindung dieses eleganten Plumpsklosetts kam von Missionaren der SUM, denen Eichenbergers angehörten. Um unser WC haben wir einige Krimis erlebt, die ich hier nicht aufschreiben kann. Eine der ersten Handlungen von Fritz Borchers war darum auch die Errichtung eines Örtchens im Gelände. Rudi hätte sich diese eigenmächtige Handlung gegenüber Eichenberger nicht erlauben dürfen. Er war seitens der Missionsleitung strikt angewiesen worden zu tun, was Herr Eichenberger beschloss. Schließlich waren Eichenbergers ja auch erfahrene Missionare. Bei den Bauten, die Fritz Borchers als Bauingenieur später errichtete, wurden dann in den Häusern ein richtiges WC eingebaut, mit den vorgeschriebenen dreistufigen Sickergruben. In jedem WC stand natürlich ein Eimer Wasser, denn eine direkte Spülung kann ja nur eingerichtet werden, wenn fließendes Wasser zur Verfügung steht. Hinter dem Haus wurde die Küche mit Vorratsraum noch gesondert gebaut. Pierre kochte das Essen auf einer offenen Feuerstelle, bis dieses kleinere Haus fertiggestellt war. In der Teeküche stand unser zweiflammiger Spirituskocher, aber Spiritus war teuer. Im Sparen bekamen wir sehr bald schon große Übung.

Die Innenausstattung unseres Hauses möchte ich auch noch beschreiben: Die Innenwände waren nur bis Zimmerhöhe hochgezogen und nur mit Lehmziegeln gemauert. Bei unserem Einzug war nichts verputzt; es gab keine Innentüren, keine Fenster und keine festen Fußböden. Matthias konnte also innerhalb des Hauses im Sand buddeln. Wenn wir abends zu Bett gingen, musste ich zunächst erst die Betten vom Sand befreien. Leider konnte sich Thomas in dem Laufstühlchen auf dem Sand nicht so gut fortbewegen. Aber Matthias vergnügte sich. Der Innenausbau musste warten, weil Herr Eichenberger und Rudi das Schwesternhaus und die Ambulanz bauen mussten, bevor die intensivste Phase der Regenzeit kam. In der Regenzeit wäre der Lehm nicht getrocknet, der zum Bau von Lehmziegelhäusern nun einmal erforderlich war. Weil also die Männer mit dem Häuserbau reichlich zu tun hatten, mussten wir in unserem Haus improvisieren: Ich hatte große Stoffbahnen genäht und sie als „Innentüren“ angebracht. Vor die Fensteröffnungen kamen Hirsestrohmatten, die wir tagsüber aufrollten, um genügend Licht zu haben. Eine Zwischendecke gab es im Haus natürlich auch nicht. Wir schauten direkt in den Dachstuhl. Wie in der Rundhütte zuvor, vergnügten sich in diesem Haus im Gebälk auch wieder die Eidechsen, Eine davon kam pünktlich zur Frühstückszeit. Der Tisch stand an einer Innenwand und an eben dieser Wand kletterte sie ein Stückchen hinunter und ließ etwas fallen, das oft in einer Kaffeetasse landete. Hatte diese Eidechse etwa Freude daran, uns gewaltsam und heimtückisch quälen? Letztlich hat sie es nicht geschafft, uns zu ärgern. Für mich gehörten solche Zwischenfälle einfach zu Afrika.

Anfang Juni bekamen wir regelmäßig Regenschauer. Die Regenzeit hatte begonnen. In den späteren Jahren erlebten wir es immer wieder, dass die große Regenzeit sich zuerst mit gewaltigen Sturmböen und anschließenden enormen Regenschauern ankündigte. An den Sturm vom 5. Juni 1958 erinnere ich mich auch noch sehr gut. Wir sahen schon von weitem Staub wie eine schwarze Wand auf uns zukommen. Sofort fegte der Sturm unsere Strohmatten aus den Fensteröffnungen, und im Haus selbst konnten wir vor lauter aufgewirbeltem Staub fast nichts mehr sehen. Der Sturm tobte ungefähr eine halbe Stunde. Danach kam dann sofort der gewaltige Regenschauer und ließ durch den heftigen Wind kein Zimmer trocken. Ich hatte den Kinderwagen, in dem Thomas lag, in eine Ecke gestellt und mich daneben gehockt. Dabei hielt ich Matthias auf dem Schoß und spannte einen Regenschirm auf. Wir drei blieben fast trocken. Unsere Sorge galt dem Dach. Wir bangten darum, dass der Wind es einfach fortfegen könnte. Rudi hielt sich draußen auf, um schnell etwas unternehmen zu können, wenn Hilfe nötig gewesen wäre. Wir waren sehr dankbar, dass das Dach standhielt. Aus diesem Grund war das Chaos im Haus anschließend für uns zweitrangig, auch wenn es wirklich schlimm war. Es hatte sich ja zuerst eine Staubschicht über alle Sachen im Haus gelegt und direkt anschließend darüber geregnet. So waren alle Gegenstände im Haus mit einer Schlammschicht überzogen. Ich hatte viele Dinge aus dem Gepäck schon ausgepackt. Die Bücher musste ich vorsichtig alle wieder reinigen und die Betten mussten neu bezogen werden. Da wir keinen Kleiderschrank besaßen, war die ganze Garderobe und Wäsche ebenfalls verschlammt. In einem Brief nach Deutschland schreibe ich zu dieser Geschichte als Schlusssatz „von solchen

Kleinigkeiten lassen wir uns nicht unterkriegen“. Für mich galt in solchen Situationen der Leitsatz: „Schwierigkeiten sind dazu da, bewältigt zu werden.“

An dieser Stelle will ich von unseren Möbeln berichten. Einige Teile hatte Rudi in Libamba gezimmert, wie zum Beispiel einen runden Couchtisch, zwei Nachtschränken, Bücherregale und ein kleines Wohnzimmerbuffet. Unsere Betten, zwei Tische, Stühle, einen Metallschrank und zwei gute Liegestühle hatten wir in Deutschland gekauft. Mir fehlte im Wohnzimmer noch eine bequeme Sitzgelegenheit. Darum stellte ich in eine Ecke des Wohnzimmers zwei Metallkisten. Davon hatten wir einige zum Verpacken von Büchern, Küchengeräten und Porzellan gebraucht, die per Schiff nachgeliefert worden waren. Auf diese Kisten legte ich zwei Bretter. Auf dem Markt in Dagai konnte man Baumwollmatratzen kaufen. (Schon damals bauten die Nordkameruner Baumwolle an.) Über die Matratze legte ich noch eine bunte Stoffdecke und mein elegantes Sofa war fertig. Im Schlafzimmer sorgte ich bald auch für einen Schrank, damit ich die Kindergarderobe, Wäsche, Windeln und Spielzeug verstauen konnte. Dazu verwendete ich eine große Holzkiste (ebenfalls Verpackungsmaterial) und stellte sie hochkant auf. Rudi bastelte dafür noch zwei Bretter als Zwischenfächer. Ich nähte einen Vorhang aus buntem Sommerstoff, befestigte ihn mit Draht und Nägeln, und fertig war ein schöner Schrank. Weil Kleider, Hosen, Hemden und Blusen auch noch aufgehängt werden mussten, hatte Rudi eine Idee: Zwei Seitenwände, oben ein großes Brett, keine Rückwand, nur Latten zur Verstärkung, eine Kleiderstange aus Holz – ein weiterer Schrank war fertig. Ich fertigte auch dafür einen Vorhang an. Leider konnten die Mäuse in unseren wertvollen Schrank hineingelangen und sie taten es auch immer wieder. Das Ergebnis ihrer Arbeit durfte ich erfahren, als wir uns 1959 für den Heimaturlaub vorbereiteten. Der Kragen an meiner guten Kostümjacke war übelst angeknabbert.

Schwester Lisbeth kam Anfang Juni nach Dagai. Wir kannten uns schon aus der Zeit in Paria während der Sprachausbildung. Schwester Lisbeth war Diakonisse und gelernte Krankenschwester. Sie war eine gute Fachkraft. Wir verstanden uns sofort ausgezeichnet. Sie konnte ihr Haus in Dagai auch beziehen. Die „technischen“ Vorrichtungen im Innern ihres Hauses war die gleiche wie in unserem Haus und dem der Familie Eichenberger. Das Haus für die Ambulanz war inzwischen ebenfalls fertig und so konnte Schwester Lisbeth auch sofort mit ihrer Arbeit beginnen. Schnell sprach es sich in den umliegenden Dörfern herum, dass man Kranke nach Dagai bringen konnte. Glücklicherweise konnten wir ihr rasch einen jungen Kola zur Mithilfe vermitteln, den sie einlernen konnte. Für sie war es wichtig, jemanden zu finden, der auch die französische Sprache beherrschte, weil sie noch kein Ful sprach. Gaji war für die Ambulanzarbeit eine gute Hilfe. Er war intelligent und gewissenhaft. In der ersten Zeit habe ich morgens in der Ambulanz mitgeholfen. Für mich war es auch ganz natürlich, dass Schwester Lisbeth in den ersten Wochen bei uns als Gast am Mittagstisch saß. Nachdem sie sich „richtig“ eingerichtet hatte, kochte sie auch für sich alleine. Wir haben aber viele Abende gemeinsam verbracht, das ergab sich so.

Bald bekamen wir aber ein anderes dickes Problem. Vor der Regenzeit mussten wir in Maroua eingekauft haben, damit wir ausreichend Lebensmittel von Ende Juni bis Ende September vorrätig hatten – Vorsorge für drei Monate, in denen wir den Fluss nicht mit dem Auto überqueren konnten. Die beiden Männer fuhren nach Maroua, um die Einkäufe zu erledigen. Rudi und ich hatten gemeinsam einen Einkaufszettel zusammengestellt. Wie soll man aber einkaufen, wenn die Missionsleitung kein Geld geschickt hat? So konnte Rudi nur einen Bruchteil vom erstellten Einkaufszettel besorgen. Für Eichenbergers bestand dieses Problem nicht, weil sie ausreichend große Lebensmittelpakete von ihren Freunden (Spender) zugeschickt bekamen. Uns waren solche persönlichen Kontakte zu Freunden in den Gemeinden nicht gestattet, weil alles zentral geleitet werden sollte. Das ist letztlich auch besser, weil es nicht allen gleich gut gelingt, solche Freundeskreise aufzubauen. Allzu bald gingen unsere Vorräte zu Neige. Mit dem Auto konnten wir nicht mehr fahren, also machte sich Rudi mit dem Pferd auf den Weg nach Maroua. Er brachte aber nur Post mit, denn einkaufen konnte er nichts, weil die Missionsleitung immer noch kein Geld überwiesen hatte. Sie hatten auf unsere dringenden Bitten nicht reagiert. Das Gravierende daran war, dass mir die Babynahrung für Thomas ausging. In der Not nahm ich die Frischmilch und dichte sie mit Hirsemehl an. Thomas vertrug diese Nahrung aber nicht und erbrach alles. Daraufhin

versuchte ich es mit leicht gezuckerter Milch, aber auch diese erbrach Thomas. Unter der Anleitung von Frau Eichenberger hatte ein Afrikaner einen Gemüsegarten angelegt. Am schnellsten wuchsen die Tomaten. Daraus bereitete ich Tomatensaft, aber auch das vertrug Thomas nicht. Rudi war in der Zwischenzeit wieder mit Pferd nach Maroua geritten, aber er hatte immer noch keine Nachricht oder Antwort von der Missionsleitung vorgefunden. So brachte Rudi wieder nur Briefe mit. Ich erinnere mich noch sehr genau daran. Ein Brief war von meiner Mutter. Sie hatte Fotos von Oliver mitgeschickt, dem etwa gleichaltrigen Cousin von Thomas. Als ich diese Fotos ansah, wurde mir bewusst, wie abgemagert unser Baby war. Thomas hatte die typischen Augen eines unterernährten Kindes. Erst jetzt wurde mir das bewusst. Ich weiß noch, wie ich darauf bitterlich geweint habe. Wie wir die Wochen danach durchgestanden haben, weiß ich nicht mehr ...

In einem Brief vom 9. Juni schreibe ich: „Unsere Missionsversammlungen sind sehr gut besucht. Am letzten Sonntag reichte der Platz in unserer „Kapelle“ nicht mehr aus. Auch viele Kinder kommen zu diesen Versammlungen. Darum wollen wir in der nächsten Woche mit einer Kinderstunde beginnen. Viele Erwachsene sind schon da, die für das Evangelium aufgeschlossen sind.“



Im Innern einer Hütte: Feuerstelle, Krüge und Bett

Von Anfang an hatten wir viele persönlichen Kontakte zu Afrikanern. Ein Gehöft lag gleich neben der Station. Der Hausherr hieß Toddu. Er hatte drei Frauen und viele Söhne, die selbst schon wieder Familien hatten. Seine Söhne kamen alle zu uns. Da war zunächst Bece, den wir als Übersetzer einsetzten. Er übersetzte während der Gottesdienste von Ful ins Kola (Stammessprache). Die Männer sprachen alle außer ihrer Stammessprache auch ausreichend Ful, aber die meisten Frauen benötigten eine Übersetzung. Dann war da Deli, ein sehr aufbrausender Mann. Wenn er an Markttagen zu viel Hirsebier getrunken hatte, konnte er gefährlich werden. Masai war etwas jünger und noch nicht verheiratet. Er war auffallend zurückhaltend, fast schüchtern. Mbrwi war sehr klein, aber intelligent und hilfsbereit. Unser Koch Pierre hatte mich auf ihn aufmerksam gemacht. Pierre hatte mich gefragt, ob ich nicht Mbrwi Arbeit geben wolle, er wäre bereit, ihn einzulernen. So wurde Mbrwi unser Boy. Uns fiel auf, dass er sehr klein gewachsen war, zudem trug er seltsam weite Hosen. Einige Zeit später sprach Pierre uns darauf an. Er meinte, Mbrwi würde nie heiraten können, Frauen wollten ihn nicht. Wir wollten genauer wissen, warum er dieser Ansicht war. Rudi bekam dann heraus, dass Mbrwi eine Form von Elefantiasis haben musste. Diese Tropenkrankheit vergrößert bestimmte Körperteile, sie war weit verbreitet, hatte aber gute Heilungschancen, wenn rechtzeitig operiert wurde. Wir konnten ihn nicht nach Maroua bringen, die Operation hätte er niemals bezahlen können. Ein Jahr nach unserem Beginn in Dagai musste Rudi nach Ngaundéré fahren. Er nahm Mbrwi mit. Weil wir Missionare unseren Boy ins Krankenhaus brachten, war die Operation im dortigen Missionskrankenhaus der Norwegischen Mission kostenlos. Stolz trug Mbrwi nach der Operation Hosen in Normalgröße. Dieses Wunder sprach sich natürlich herum, die Zahl der Kranken in der Ambulanz stieg weiter an.



Unser Nachbar Toddu mit seiner Großfamilie

Mehrere Male war ich froh, Schwester Lisbeth auch als Krankenschwester zur Seite zu haben. An einem Morgen blieb Matthias in seinem Bett liegen und meldete sich kaum. Für ein lebhaftes Kleinkind ist das immer alarmierend. Als ich zu ihm ging und ihn berührte, wusste ich sofort, dass er hohes Fieber hatte. Zudem war sein ganzes Bett mit Stuhl verschmiert. Als ich ihn hochnahm, lief der Stuhl wie ein Wasserstrahl. Lisbeth kam mit Medikamenten. Aber wie sollten wir ihm diese Medikamente verabreichen? Schlucken ging nicht, weil er sofort alles erbrach, Zäpfchen blieben nicht im Po, der entzündete Darm beförderte alles wieder nach draußen. Es wäre auch besser gewesen, wenn wir mit einem Mikroskop hätten untersuchen können, welche Medikamente gezielt eingesetzt werden sollten. Wir konnten also nur ausprobieren! Uns beiden war klar, ein Kleinkind ist schnell in Gefahr auszutrocknen, wenn keine Flüssigkeit im Körper bleibt. Es folgten bange Tage. Lisbeth, Rudi und ich waren zu keiner Zeit Menschen, die nur fromme Worte auf den Lippen trugen, wir handelten lieber. Für mich bestand das Handeln darin, unserem Matthias teelöffelweise ganz vorsichtig Tee zu geben. Der Tee enthielt immer etwas Zucker und auch Medikamente. Natürlich hatte ich Angst um unser Kind, aber in mir war eine Sicherheit, dass Gott uns in diese Arbeit gerufen hatte, eine Arbeit, die uns viel Spaß machte, eine Arbeit, die spannend war. Jetzt war Gott dafür zuständig, dass Matthias wieder gesund wurde. Matthias wurde gesund. Diese Erfahrungen mit Gott machen mutig, weiter seinen Weg zu gehen.

Als nächste Schwierigkeit bekam Thomas eine Mittelohrentzündung. Thomas lag total apathisch in seinem Bett, hohes Fieber und ein leises Wimmern Schmerzen. Ihm fehlte jegliche Kraft, laut zu schreien. Wir wussten, dass Antibiotika am besten und schnellsten helfen würden, aber Schwester Lisbeth hatte solche Vorräte noch nicht. Rudi machte sich wieder mit dem Pferd auf den Weg nach Maroua. Das dauerte wenigstens zwei Tage bis er zurückkommen würde und wenn dann immer noch kein Geld aus Deutschland angekommen wäre? Ich weiß auch nicht mehr, wie ich die lange Wartezeit mit einem kranken Thomas überstanden habe, aber ich erinnere mich noch, dass Schwester Lisbeth mir zur Seite gestanden hatte. Endlich kam Rudi zurück. Er hatte die Medikamente! Ich rief Schwester Lisbeth. Sie erklärte mir jedoch, ich sei selbst Krankenschwester und müsse mein Baby spritzen, weil sie im Gegensatz zu mir keinerlei Erfahrung im diesem Bereich habe. Es kostete mich große Überwindung. Rudi hielt Thomas in den Armen, während ich ihm das Medikament spritzte und wenn er nicht in der Nähe war, bat ich Pierre, Thomas zu halten. Ich hatte doch auch keinerlei Erfahrung damit, ein Baby intramuskulär zu spritzen. Dazu war Thomas so mager, kein Babyspeck zu sehen. Thomas wurde wieder gesund. Wundergeschichten zum Thema „Gesundwerden von Thomas“ haben wir noch oft so erlebt.

Als Rudi mit dem Pferd in Maroua angekommen war, führte ihn sein Weg natürlich sofort zur Bank. Kann sich jemand die Enttäuschung vorstellen? Wieder kein Geld aus Deutschland! Der nächste Weg ging zur Post. Dort war ein großes Lebensmittelpaket aus meiner Heimatgemeinde. Meine Mutter hatte aus meinen Briefen vorgelesen, ich hatte von unserer Not geschrieben. Was waren das für Herrlichkeiten, die wir in Dagai auspacken konnten. Aber das war noch nicht alles. Als Rudi das Postgebäude verlassen hatte, rief ihn jemand: „Monsieur Kassühlke, attendez!“ es war Monsieur Sarkissov aus Ngaundéré, der uns die Wohnung dort vermittelt hatte. Wir mussten damals

eine beträchtliche Summe als Kautionszahlung, die von der Mission vorgesteckt worden war. Rudi hatte Mr. Sarkissov damals die Kontonummer von Mr. Farelly angegeben mit der Bitte, es dorthin zu überweisen. Nun erklärte er, dass er das total vergessen habe und anschließend die Kontonummer verloren gegangen sei. Bei diesem Besuch in Maroua traf er nun zufällig Rudi! Ich kann nicht beschreiben, was wir empfunden haben, als Rudi von dieser Geldsumme alles kaufen konnte, was lebensnotwendig war. Mir haben die Knie gezittert. Ich wusste mal wieder, Gott ist groß, er errettet aus allen Notsituationen.

Das war für uns Grund, Loblieder zu singen. Endlich hatten wir Babynahrung für Thomas. Darauf entwickelte er sich auch wieder ganz normal. Ich konnte es kaum fassen – Medikamente und Nahrung zum richtigen Zeitpunkt angekommen. Aber vergessen kann man solche Not nicht und ich erinnere mich an die Zeit zuvor, wenn Matthias besonders nachmittags kam und sagte: „Mama, ich habe Hunger.“ Ich hatte nicht, was ich ihm hätte geben können. Wie viel Trauer in solchen Momenten über ein Mutterherz kommt, kann ich nicht beschreiben. Erst viele Jahre später lernte ich in der Seelsorge, diese ganze Not „auszupacken, auszuschreien“. Die seelischen Schmerzen habe ich in Gottes Hand gelegt. Die Erinnerung ist geblieben, sie tut aber nicht mehr weh.

Kurz nach Weihnachten schreibe in einen Brief nach Deutschland: „Habt herzlichen Dank für das schöne Paket. Es kam gerade im richtigen Augenblick. Wenn ich am 28.12. das Paket nicht bekommen hätte, hätte ich wirklich nicht gewusst, was wir essen sollten. Geld war von Deutschland mal wieder nicht eingetroffen. So langsam verzweifeln wir, weil vom Komitee absolut keine Post kommt. Sie reagieren nicht auf unseren Hilferuf.“

Glücklicherweise waren Rudis Eltern und meine Mutter aktiv und lasen unsere Hilferufe in ihren Gemeinden vor. Zu unserer Verzweiflung kam noch, was Fritz Borchers als Botschaft bei seiner Ankunft in Kamerun an uns weitergab. Die Männer vom Komitee hatten ihm erklärt, die Hilferufe aus Dagai müsse man nicht so ernst nehmen, die Briefe seien alle unter dem Einfluss der Tropensonne geschrieben worden. Rudis Vater wurde noch konkreter aktiv: Er setzte sich mit der Missionszentrale in Bad Homburg in Verbindung. Das war für ihn recht unkompliziert, weil sein älterer Bruder dort in der Buchhaltung tätig war. Im Januar kam dann zwar eine Reaktion vom Komitee, aber kein Geld. Rudi wurde in einem Schreiben nur heftig kritisiert, dass er auf diesem Weg sich beschwert hatte. Das Problem „immer noch kein Geld“ wiederholte sich in den ganzen Jahren unserer Arbeit in Kamerun.



Feldarbeit in der Regenzeit

Viel Freude bereitete uns hingegen die Arbeit unter der Afrikanern. Unter Anleitung von Frau Eichenberger luden wir die Frauen und Mädchen ein. Wir fingen zunächst mit Handarbeitsunterricht an. Das klingt leichter als es war, denn die Feinmotorik der Frauen und

Mädchen war nicht wie in unserer Kultur von Kleinkind an trainiert worden. Sie hatten noch nie in ihrem Leben eine Schere in der Hand gehalten. Diese Bewegung war ihnen völlig fremd, der Umgang mit Stricknadeln war eine noch größere Herausforderung als es für ein Kind oder einen Erwachsenen in Deutschland ohnehin der Fall ist. Wir nahmen aus diesem Grund schon ganz dicke Stricknadeln und dickes Wollgarn. Zu jeder Tageszeit standen dann Frauen oder Mädchen vor unserer Tür und wussten nicht mehr weiter, weil ihnen eine Masche heruntergefallen war oder sie hatten völlig vergessen, wie man die Wolle durch eine Masche zieht. Es waren fröhliche Runden mit ihnen, sie konnten über sich selbst lachen. Ihr fröhliches Gelächter habe ich noch in den Ohren. Diese Weißen waren wirklich zu komisch. Überhaupt war Vieles aus unserem Alltag für sie ein Anlass zu lachen. Ich erinnere mich noch an meinen Blumengarten, ich hatte ihn in der Regenzeit mit viel Sorgfalt angelegt. Die Blumen wuchsen in der Regenzeit gut. Die Afrikaner standen davor: „Madame, was ist das?“ Ich antwortete: „Blumen.“ Das Wort für Blume existiert in der Fulsprache. Dann die nächste Frage: „Madame, was machst du damit?“ Meine Antwort: „Ich schaue sie an und freue mich an den vielen Farben oder ich pflücke einige Blumen und stelle sie in eine Vase, um sie mir in der Wohnung anzuschauen.“ Dann ein Ausruf des Erstaunens und Nichtverstehens: „Das ist nicht zum Essen?“ So wie damals bin ich noch nie ausgelacht worden, aber Jahre später pflanzten sie vor ihren Gehöften selbst Blumen an.



Arbeit mit Frauen und Mädchen

Außerdem gab ich Lese- und Schreibunterricht. Es kamen aber fast nur die jungen Männer. Die Frauen wollten nicht, es widersprach damals zu sehr ihrer Tradition. Ich hatte schon in unserer ersten Regenzeit mit dem Unterricht begonnen, obwohl wir weder Papier noch Bleistifte hatten. Das machte aber nichts, Rudi baute mir aus Sperrholz eine große Tafel. Von der Tafel schrieben die Männer die Buchstaben ab, indem sie mit einem Stöckchen in den Sand schrieben. Der Nachteil dieser Methode war, dass sie ihre Ergebnisse nicht mitnehmen konnten. Ich konnte von Anfang an die unterschiedlichen Begabungen wahrnehmen. Keseki fiel mir besonders auf. Er kam täglich aus einem 10 km entfernten Dorf. Den langen Marsch nahm er gerne in Kauf, denn er war sehr lernbegierig und intelligent. Er machte Riesenfortschritte. Aber auch andere waren mit Eifer dabei, vor allem Bece, Deli und Masai. Deli hatte Schwierigkeiten beim Lernen und mühte sich sehr, aber er gab nicht auf. Diese erste Leseklasse machte mir deshalb auch sehr viel Freude.

Nach einiger Zeit konnten wir den jungen Männern die vier Evangelien in der Fulsprache zu lesen geben. Ein früherer Missionar in Maroua hatte sie übersetzt. Die Kirdi sprachen aber ein vereinfachtes Ful und diese Evangelienübersetzung war in einem sehr komplizierten Ful geschrieben, so dass sie viele Passagen nicht verstanden. Gaji kam abends oft zu uns und hatte viele Fragen. Gaji hatte längere Zeit außerhalb Dagais gelebt und Kontakt zu den muslimischen Fulbe gehabt. Er hatte schon dort oft nach dem Sinn des Lebens gefragt und bei ihnen schon etwas lesen und schreiben gelernt. Gaji war ein Mann, der alles genau wissen wollte und den Dingen stets auf den Grund ging. Bei den Fulbe hatte er von der Ankunft der Weißen in Dagai gehört und er entschloss sich, in sein Dorf zurück zu kehren in der Hoffnung, dass endlich die Weißen eine Antwort auf seine Fragen hatten.

Diese Gruppe junger Männer war regelmäßig bei den Gottesdiensten an den Markttagen anwesend. Am Spätnachmittag gab es außerdem noch eine Missionsversammlung. Viele Neugierige, die von weit her gekommen waren, schauten dann bei uns vorbei. Was uns immer wieder überraschte war, wie freundlich wir stets von allen aufgenommen wurden.

Bald bekehrten sich die ersten Männer. Die Frauen verhielten sich ihrer Tradition gemäß im Hintergrund. Zu keiner Zeit haben wir Menschen bedrängt. Es war uns immer wichtig, Menschen die Freiheit zulassen, selbst und ohne Druck Entscheidungen zu treffen. Diese ersten Bekehrungen waren echt. Diese Männer haben später die Gemeinde in Dagai und darüber hinaus geprägt. Wenn wir ihre Namen Jahre später aussprachen, wurde uns jedes Mal warm ums Herz.

Die Initiative zu ihrer Bekehrung ging von ihnen selbst aus. Sie kamen meistens abends zu Rudi mit der Bitte, dass er sie anhören möge. Es folgte ein eindeutiges Schuldbekenntnis konkreter Taten mit der anschließenden Bitte um ein Gebet, damit Jesus ihnen vergeben möge. Beim nächsten Gottesdienst gingen sie einzeln nach vorne, um deutlich zu sagen, was sie erlebt hatten. Sie begannen immer mit dem folgenden Satz: „Ihr kennt mich.“ Das stimmte ja, weil die Dorfgemeinschaft versammelt war. Danach das Bekenntnis: Früher habe ich gestohlen, Ehebruch begangen, meine Frau geschlagen und vieles mehr. Dieses konkrete Schuldbekenntnis endete dann mit der Erklärung: „Damit ist jetzt Schluss, Jesus hat mir vergeben und ich folge ihm nach.“ Dieses Bekenntnis und Zeugnis vor der Dorfgemeinschaft war ihre eigene Idee und ihr eigene Entscheidung. Rudi hatte es ihnen nicht auferlegt oder empfohlen. Selbstverständlich wurden diese Männer vom Zeitpunkt ihrer Bekehrung an von der Dorfgemeinschaft genau beobachtet. Bei keinem dieser Männer gab es später Rückschläge, sie wurden zu tragenden Säulen ihrer Gemeinde. Wir sahen darin immer ein Wunder, das Gott allein unter ihnen bewirkt hatte.

Nach ihrer Bekehrung waren sie noch motivierter, lesen und schreiben zu lernen. Glaubensgrundkurse fanden in einer anderen Form statt als in Europa. Die jungen Männer kamen abends in unser Haus oder Rudi ging zu ihnen ins Gehöft. Meistens kamen sie mit Fragen, die sie von Rudi beantwortet haben wollten.



Markt in Dagai: Krüge werden hier angeboten

In einem Gehöft etwas oberhalb unserer Missionsstation wohnte Nai mit seiner Großfamilie. Nai war freundlich, wenn wir ihn im Gehöft besuchten. Seine Kinder ließ er auch ungehindert zu unserer Station kommen, aber wir spürten bei ihm einen massiven Widerstand gegenüber unserer Glaubenseinstellung. Nach einiger Zeit erfuhren wir, dass er als anerkannter Orakelleser galt. Wir hatten mitbekommen, dass eine seiner Frauen Zwillinge bekommen hatte und die Neugeborenen sofort nach Geburt gestorben waren. Nach ihren animistischen Traditionen mussten die Ahnen daraufhin besänftigt werden, damit nicht noch mehr Unheil über die Familie kommen würde. Zu jedem Gehöft gehörte eine kleine Hütte, in der nach ihrer Vorstellung die Seelen der Verstorbenen wohnten. Für jeden Verstorbenen wurde ein Tonkrug aufgestellt. Zur Besänftigung der Ahnen feierte die Familie mehrere Tage lang ein großes Fest und für diese Kultfeier wurde natürlich viel

Hirsebier gebraut und auch ein Tier geschlachtet. Als erstes bekamen die Ahnen von dem Fleisch und etwas vom Hirsebier und symbolisch wurde in jedes der Krüge Fleisch und Bier eingefüllt. Anschließend aßen und tranken die Versammelten, wobei die ganze Nachbarschaft eingeladen wurde. Am wichtigsten war die große Menge Hirsebier, von dem alle reichlich tranken. Sobald alle vom Alkohol „gelockert“ waren, begann der Tanz. Die Männer und Frauen bildeten einen Kreis, in der Mitte war der Trommler. Die Bewegungen nach dem Rhythmus der Trommel begannen zunächst langsam und wurden dann mit dem Rhythmus immer schneller und schneller. Dabei schüttelten sie Arme und Beine bis sie in Ekstase gerieten. Wer über dieses Fest regierte, brauche ich wohl nicht aufzuschreiben. Beim Tanzen sangen sie auch. Da wir nicht Kola sprachen, ließen wir uns einmal die Worte dieses Gesangs übersetzen: „Belo, hole die alte Frau, die die toten Kinder zur Welt gebracht hat und bringe eine junge Frau.“ Belo sollte ein Affe mit einem bösen Geist sein. Wir haben nur für kurze Zeit bei diesem Fest zugeschaut, aber den Trommelrhythmus hörten wir mehrere Tage und auch nachts. Ich habe noch Mbrwis Blick vor Augen, als er in jenem Reigen mitgetanzt hatte. Da ich täglich mit ihm zu tun hatte, fiel mir die Veränderung an ihm besonders auf. Dieses Kultfest war vor Mbrwis Operation in Ngaundéré gewesen.

Anderer Art waren die Tanzfeste der Kinder und Jugendlichen in der heißen Zeit. Wenn die Temperaturen nachts kaum unter 30° C sinken, können auch Afrikaner oft schlecht Schlaf finden. In mond hellen Nächten tanzten dann Mädchen und Jungen gemeinsam, was uns sehr verwunderte. Sonst waren im afrikanischen Alltag alle Arbeiten und sogar die Mahlzeiten geschlechtergetrennt. Den jungen Leuten zuzusehen und zuzuhören machte Spaß. Sie sangen zu ihren Reigentänzen fröhliche Melodien und lachten viel. Es brauchte nur einer stolpern oder gar hinfallen und sie hatten wieder einen Anlass gefunden, miteinander zu lachen.



noch vor dem Frühstück im Sand spielen ...

Matthias und Thomas machten uns weiter Freude. Ich war allerdings keineswegs davon begeistert, dass wir in unserem Haus noch keinen Zementfußboden genießen konnten. Matthias störte sich indes überhaupt nicht am Sandfußboden. An einem Tag erwischte ich ihn mit einer großen Schachtel Nägel, die er bei Rudis Sachen gefunden hatte. Die Nägel steckten in Reih und Glied im Sand in seiner Spielecke. Einige Tage später hatte er so ungefähr 10 Schachteln Streichhölzer gefunden und in mühevoller Kleinarbeit alle einzeln in den Sand gesteckt. Das war sicher für unseren Sohn eine anstrengende Arbeit gewesen. Als Rudi endlich Zeit fand, in unserem Haus Zementfußboden zu legen, war ich doch sehr erleichtert und froh, denn außer dem Spielwert für unsere Kinder hatten die Sandböden nur zusätzliche Mühe bereitet. Das „Sparmotto“ Eichenbergers war aus unserer Sicht zwar gut gemeint, aber in puncto Baufragen an der falschen Stelle angesetzt. Rudi musste sich Eichenberger in diesen Fragen aber fügen, weil die Missionsleitung dem älteren Missionar diese Rolle zugedacht hatte. Weil Zement teuer war, wurde auf Eichenbergers Anordnung eben zu viel Sand in die Zementmischung gegeben. Sand war nicht nur ausreichend, sondern vor allem kostenlos vorhanden. In den Flussbetten konnte man davon genug schaufeln. Unsere Zement – Sand - Fußböden hielten jedoch dem Druck nicht ausreichend stand. So konnte es

geschehen, dass einer kleinen Stelle etwas aufplatzte und Kinder haben für solche Details ein ausgeprägtes Gespür und einen scharfen Blick. Immer wieder hatte Matthias so eine kleine Macke im Fußboden erspäht. Dann sah ich nur noch, wie die beiden kleinen Jungen mit einem Löffel bewaffnet an so einer Stelle kratzten, bis der Boden endgültig aufgeplatzt war. Sie begnügten sich damit aber nicht, sondern kratzten weiter, bis sie Sand auf dem Löffel hatten. Was sollte ich dagegen unternehmen? Ich versuchte es mit Zustellen oder Abdecken, aber für ihr Spiel haben Kinder ein fantastisches Gedächtnis. Am ehesten half deshalb noch Ablenkung. Hinter unserem Haus war nachmittags Schatten. Dort durften sie buddeln und bekamen an zusätzlichen Anreiz noch Wasser dazu. Am Abend waren sie dann von oben bis unten mit Schlamm beschmiert. Ich habe auch noch ein Foto, auf dem die beiden Jungen mich schlammverschmiert überglücklich anstrahlen. Was wollte man mehr?

Matthias begann bald zu sprechen. Er sprach aber nur Fulworte. Wir sprachen nur Deutsch mit ihm und er antwortete nur in Ful. Das freute die Afrikaner natürlich sehr.

Rudi kam schließlich auch dazu, Türen für unser Haus zu zimmern. Außentüren. Bis dahin hatten wir die Türöffnungen nur mit einem Wellblech zugestellt. Das war nicht gerade beruhigend für uns, denn in jenem Gebiet waren etliche Diebe unterwegs. Auch vor die Fensteröffnungen kamen Bleche, die wir tagsüber mit einem Stock hochstellen konnten, um genug Licht ins Hausinnere zu bekommen. Abends wurden die Bleche heruntergelassen und von innen provisorisch verriegelt. Das nahm uns ein wenig Sorge vor Einbrüchen. Rudi machte solche Arbeiten immer in der Nähe unseres Hauses oder auch im Haus selbst. Matthias wollte dann stets mithelfen. Zum Glück war ausreichend Abfallholz vorhanden, denn speziell gefertigte Holzklötze hätten wir hier gar nicht kaufen können. Wir suchten dann Stücke heraus, an denen Matthias und später auch Thomas sich nicht so leicht verletzen konnten. Noch war Thomas zu klein, aber es machte ihm Spaß, seinem großen Bruder zuzusehen, wie er den Papa imitierte. Ich sehe Matthias noch vor mir, wie er seinem Papa half, die Innenwände zu verputzen. Matthias hatte einen kleinen Eimer mit nassem Lehm oder auch nur mit Wasser in der Hand und dazu einen seiner Größe entsprechenden Pinsel und trug wie der Vater „Putz“ auf. Es machte doch nichts aus, wenn er im Haus etwas verspritzt oder sich selbst mit nassem Lehm verschmutzte. Uns war klar, dass unsere Kinder in Afrika in einer unbeschreiblichen Freiheit aufwuchsen, die für Kinder in Europa kaum möglich ist, schon allein durch das warme Klima. Wenn unsere Kinder morgens wach wurden, kletterten sie aus dem Bett und liefen sofort aus dem Haus, um im Sand zu spielen. Ich musste sie meist mehrere Male zum Frühstück rufen, weil sie so sehr in ihr Spiel vertieft waren. In Europa ist es auch seltener geworden, dass Kinder ihren Vater bei der täglichen Arbeit beobachten und begleiten können.

Zum Geburtstag von Matthias im Oktober baute Rudi seinem Sohn einen Lastwagen, der so stabil war, dass eines der Kinder sich auf die Ladefläche setzen konnte. Dieses Spielzeug hat für unsere Söhne viele Jahre eine große Rolle gespielt. Da nun die Regenzeit zu ende war, konnte Rudi wieder mit dem Landrover fahren. Einkäufe mussten getätigt werden, er konnte in weiter entfernte Dörfer Besuche abstatten und vieles mehr. Oft hörte ich dann Matthias sagen: „Mi dilli baba“ (ich gehe zu Papa) . Daraufhin ging er los und zog den Lastwagen hinter sich her. Ich konnte ihn unbesorgt laufen lassen, denn eigentlich konnte ihm nichts geschehen: kein Autoverkehr, die Afrikaner sind viel zu kinderlieb und hätten ihm niemals etwas angetan. Irgendwann kam er zurück von seine Abenteuer und glücklich, unser Haus wieder zu sehen.



Ein Kirdijunge bastelt ein Auto

Anfang Oktober starteten wir auch mit unserer Schule. Die Afrikaner hatten immer wieder gefragt, wann es losgehen würde. Die Eltern schickten natürlich nur ihre Söhne, weil ihre Töchter mit anderen Aufgaben betraut wurden. Den Unterricht teilten sich Herr Eichenberger und Rudi. Ein Lehrer aus dem Süden Kameruns sollte irgendwann kommen, den Zeitpunkt wussten wir nicht genau. Wir sollten mit dem Schulbeginn aber auch nicht länger warten. Einige Zeit später war Herr Eichenberger dann aber oft unterwegs, einmal, weil er einen günstigen Ort für eine zweite Station suchte und zum anderen hatte er wieder Kontakt zu den Missionaren seiner eigenen Missionsgesellschaft (SUM) aufgenommen. Wir konnten das gut verstehen. In Soulede gab es eine große Station unter dem Stamm der Matakam, die er mit seiner Frau aufgebaut hatte. Sie hatten dort schon vor längerer Zeit mit einer Bibelübersetzung ins Matakam begonnen. So musste Rudi neben all den anderen Aufgaben noch die Häuser allein fertig stellen, Leute seelsorgerlich betreuen und auch als Französischlehrer arbeiten. Deshalb habe ich ihm beim Unterrichten mitgeholfen, bis der Lehrer aus Südkamerun kam.

Trotz ihrer im Material bedingten Mängel waren die Zementfußböden im Alltag eine Erleichterung, aber für die ganzen Bauarbeiten war eine erhebliche Menge Lehm verbraucht worden. Vor unserem Haus war im Laufe der Bautätigkeiten deswegen ein großes Loch entstanden, das sich in der Regenzeit mit Wasser gefüllt hatte. Wasser zieht aber bekanntlich Frösche an. Leider weiß ich nicht, wie die Tiere ausgerechnet auf unser Haus gekommen waren, sie hüpfen durch die Tür und schließlich unter unser superelegantes Sofa. Jeden Tag hockten große Scharen von ihnen dort. Pierre tat mir den Gefallen und trieb sie täglich mit einem dicken Knüppel nach draußen. Mbrwi half ihm dabei. Diese Augenblicke erinnerten mich an ein alttestamentliches Szenarium, an Ägypten, an Pharao und Moses.

Es gab aber auch noch andere Kleintiere, die unser Haus schön fanden – große Scharen von Mäusen. Wenn ich mich abends nach getaner Arbeit auf dem Sofa ausruhen wollte, beobachtete ich immer wieder eine kleine Mäusemama gefolgt von einer großen Schar noch kleinerer Mäusekinder hinter dem Kühlschrank hervormarschieren. Mäusefallen waren nirgends aufzutreiben, deswegen musste ich abends im Wohnzimmer geduldig mit ansehen, wie außer der Mäusefamilie noch viele andere einzelne Mäuse durch den Raum huschten. Ich muss zur Erklärung sagen, dass es mich bei Nagetieren aller Art vor Unbehagen schüttelt. Mir reicht schon, eine Maus von weitem zu sehen! Wie habe ich diese Mäuseparade nur durchgestanden? Wer weiß, vielleicht war das meine Therapie gegen Mäusephobie. Nur, dass diese Therapie bei mir keinen Erfolg verzeichnet hat: Patient wurde als nicht geheilt entlassen! Damals wusste ich: das hier ist auch Afrika, da musst du durch, es geht nicht immer nach meinen Wünschen und nach meinem Wohlbefinden.

Ende Oktober waren die Straßen wieder so frei, dass wir als Familie mit dem Geländewagen nach Maroua fahren konnten, mit einem normalen PKW wäre es nicht möglich gewesen. In einem Brief schreibe ich: „Sicher wird mir eigenartig zumute sein, wenn ich nach sechs Monaten wieder etwas anderes sehe.“ Ich musste diese Fahrt aber unbedingt machen, weil ich einen Zahnarzt brauchte. Wir wussten, dass alle vierzehn Tage aus Garoua ein Zahnarzt nach Maroua kommen sollte. Es war ein Erlebnis, wieder eine Stadt zu sehen – ich kannte Maroua zudem noch gar nicht.

In dieser Zeit kam dann auch der Lehrer aus Südkamerun. Rudi war froh, dass er den Unterricht übergeben konnte. So hatte er Zeit, die Lichtmaschine auszupacken, die noch aus den Beständen Farellys stammte. Es bedeutete viel Arbeit, die Leitungen zu verlegen. Eigens für diese Maschine wurde hinter unserem Küchenhaus ein kleiner Anbau gemacht. Die Lichtmaschine verursacht einen schrecklichen Lärm, aber was macht man nicht alles, um eine Arbeitserleichterung zu bekommen. Ansonsten hatten wir nur Petroleumlampen, die man aufpumpen musste. Der Glühstrumpf musste vorsichtig aufgeheizt werden und man musste den richtigen Zeitpunkt kennen, wann man mit dem Pumpen beginnen konnte. Hatte man zu früh eingesetzt, musste die ganze Prozedur von vorne beginnen. Die Lichtmaschine ließen wir aber aus Kostengründen nur von 18 bis 22 Uhr laufen, weil die Maschine viel Benzin verbrauchte.



Hirse

Im Oktober wird die Regenzeithirse geerntet und anschließend die „Karallhirse“ gepflanzt. Die Hirsepflanzen werden in die vom Regen überschwemmten Felder gesetzt. Sie haben dann genug Wasser, um wachsen zu können und werden erst im Januar geerntet. Sobald die Karallhirse gepflanzt war, hatten die Frauen wieder etwas mehr Zeit. Sie kamen dann häufiger zu uns. Was uns wunderte und freute: Sie interessierten sich jetzt sogar auch für das Lesen und Schreiben. Es waren aber vorwiegend die Ehefrauen der Männer, die sich bekehrt hatten. Mir erzählten sie, dass ihre Männer sich verändert hatten. Am meisten fiel ihnen auf, dass sie nicht mehr geschlagen wurden und dass die Männer sich nun mehr für die Familie interessierten. Besonders wichtig war, dass sie nun an Markttagen kein Hirsebieer mehr tranken. Es war also einfach Neugier, die die Frauen zu uns trieb. Die ersten Frauen, die sich bekehrten, waren die Ehefrauen von Deli und Bece. Wie ihre Männer zuvor stellten sie sich an einem Sonntag vor die Gemeindeversammlung und legten ihr Bekenntnis ab. Man muss an dieser Stelle erwähnen, dass Frauen sich in der Öffentlichkeit eigentlich nicht äußern durften. Zluag war die couragierteste dieser Frauen und es bereitete viel Freude, ihren Weg als Frau und Mutter zu beobachten.



Cumu und Zluag (später Lydia)

Seit längerer Zeit hatten wir schon die großen Tonkrüge gegen eine Regentonne ausgetauscht, um uns das Wasser bringen zu lassen. So hatten wir einen größeren Wasservorrat. Das Wasser für die Küche mussten wir natürlich filtern, für alles andere reichte es auch ungefiltert. Es sah immer sauber aus, weil die Frauen es immer aus einem im Flusssand gegrabenen Loch vorsichtig schöpften. Unsere Wassertonne stand direkt neben der Tür, die hinaus zum Küchenhaus führte. Eines Abends hatte ich daraus Wasser genommen und damit ins Haus zurück gegangen, als ich auf einmal die Stimme Mbrwis hörte. Ich lief zurück und sah ihn, wie er mit einem Stock bewaffnet eine Schlange totschrug. An meinem Fußabdruck sah ich, dass ich der Schlange beinahe auf den Kopf getreten wäre. Auch Matthias und Thomas hatten kurze Zeit vorher dort im feuchten Sand gespielt. Nicht auszudenken, was hätte geschehen können. Es war unsere erste Regenzeit und Schwester Lisbeth war in ihrer Ambulanz noch nicht ausreichend mit Medikamenten eingedeckt. Schlangenserum konnte sie erst später kaufen. Immer, wenn der Ruf „Schlange!“ ertönte, hatten die Afrikaner sofort einen Knüppel zur Hand. Es blieb uns ein Rätsel, woher sie solche Knüppel immer so schnell aufgetrieben hatten. Die häufigsten Schlangenbisse holten sich die Afrikaner in der Regenzeit, dann war das Gras hochgewachsen und in der Anfangszeit liefen alle noch barfuß. Auf dem Missionsgelände galt deshalb auch die strenge Grundregel, das Gras stets kurz geschnitten zu haben und nie barfuß zu laufen. Das Barfußlaufen war vor allem bei den Kindern schwer durchzusetzen. Kinder laufen bei hohen Temperaturen nun einmal gerne barfuß und die afrikanischen Kinder waren ihre Vorbilder. Unzählige Male war ich auf dem Gelände unterwegs auf der Suche nach Kinderschuhen. Kinder vergessen so etwas schnell, auch wenn sie sich mit ihrem eigenen Verhalten in Gefahr begeben. Ich habe mich darum bemüht, sie deshalb regelmäßig zu beaufsichtigen. Auf dem freien Gelände ergaben sich ja keine nennenswerten Schwierigkeiten und ich habe mir auch zu keiner Zeit unnötig Angst gemacht. Selbst in problematischeren Situationen rechnete ich mit Gottes bewahrender Hand und diese Hand war oft zum Greifen nahe.

Im November bekamen wir dann Verstärkung. Das finnische Ehepaar Aalto mit ihrem sechsjährigen Sohn und Babyzwillingen kam nach Nordkamerun. Sie blieben zuerst noch einige Wochen in Maroua, um sich dort einzuleben. Wir stellten schnell fest, dass sich die Familie Aalto sehr schwer tat mit dem afrikanischen Alltag und sie hatten auch große Schwierigkeiten beim Fullernen,

In Briefen vom November schreibe ich, dass wir unserer Ansicht nach angenehme Temperaturen hatten, tagsüber niemals höher als 32° C, abends bei 29° zogen wir uns Strickjacken über, weil wir es als zu kühl empfanden und nachts war es uns in dieser Jahreszeit möglich, besser zu schlafen, weil die kühlen 25° C uns zur Ruhe kommen ließen.

Mitte Dezember kam dann endlich unser Bauingenieur Fritz Borchers. Er war noch Junggeselle. Seine Verlobte wollte er erst beim zweiten Aufenthalt mitbringen. Fritz wohnte am Anfang mit uns in unserem Haus. Natürlich hatten wir alle Mahlzeiten zusammen. Das war völlig problemlos, weil wir uns von Paris her noch gut kannten. Eine Begebenheit ist mir noch gut in Erinnerung: Fritz war erst einige Tage in Dagai. Ich wurde von Rudis Rufen wach: „Fritz, bist du das?“ Darauf als

Antwort ein Poltern. Wir hörten, dass jemand durch das kleine Bad zum Fenster sprang. Was war geschehen? Rudi wurde wach von einem Lichtschein im Wohnzimmer. Da wir ja keine Zwischendecken hatten, leuchtete das bis in unser Schlafzimmer. Zuerst meinte Rudi, dass es Fritz sei, der nachts kurz aufgestanden war. Aber es kam ihm dann doch etwas seltsam vor. Darum sein Rufen. Als das Poltern erklang, rief Rudi mir zu: „Inge, reich mir mal die Taschenlampe.“ Er wusste, dass ich immer eine Taschenlampe neben meinem Bett stehen hatte, um nachts nach den Kindern schauen zu können. Aber die Taschenlampe war nicht da! Fritz war inzwischen auch wach geworden. Als er sich schnell etwas anziehen wollte, stellte er fest, dass seine Garderobe total durcheinander geraten war. Sein Portemonnaie lag leergeräumt auf der Erde. Es war Bewahrung, dass Fritz und auch ich nicht wach geworden waren. Wir wussten, dass Diebe, sobald sie bemerkt wurden, sofort mit dem Messer zustachen. Von der Zeit an habe ich nachts nicht mehr so fest schlafen können. Besonders wenn Rudi fort musste, war ich sehr unruhig. Darum habe ich versucht, nachts eine Campingliege nach draußen vor die Außentür zu stellen, um darauf zu schlafen. Ich dachte, dass ich sicher aufwachen würde, wenn jemand versuchen sollte, über mich hinwegzusteigen. Das ließ ich jedoch nach einigen Nächten, weil ich nachts in ziemlicher Nähe eine Hyäne heulen hörte. Da wurde mir doch etwas mulmig. Schnell bin ich darauf ins Haus gegangen zum Schlafen. Ich dachte mir daraufhin eine wirksamere Methode aus. Rudi hatte von Deutschland ein Gewehr mitgenommen, das er für die Jagd verwenden wollte. Es gab ausreichend Gazellen in der Gegend. Somit nahm ich mehrere Male am Tag das Gewehr in die Hand – natürlich ohne Munition – und marschierte damit über das ganze Stationsgelände. Besonders oft tat ich das an Markttagen. Über unser Gelände führte ein öffentlicher Weg, der unter anderem zum Marktplatz führte. Und gerade dann sahen mich viele Männer mit dem Gewehr über der Schulter. Hat das geholfen? Aber in den nächsten Monaten bekamen wir nachts keinen ungebetenen Besuch. Viele Jahre später hat sich bei unserem Nachfolger ein junger Mann zu diesem Einbruch bekannt. Er hat bei seiner Bekehrung “reinen Tisch machen“ wollen (so die Formulierung der Afrikaner für ihr Schulbekenntnis). Das Problem Diebstahl mitsamt meiner Angst in den Nächten hätte vermieden werden können, wenn nicht am falschen Platz gespart worden wäre. Fritz Borchers hat dem falschen Sparen dann sofort ein Ende bereitet. Er als Ingenieur wollte und konnte diese Bauweise nicht verantworten. Fritz war ein gewissenhafter Mann, Pfusch am Bau war für ihn undenkbar. Bei seiner Arbeit war er übervorsichtig und korrekt. Mit einer Feststellung hat er für uns alle zur Belustigung beigetragen. Er meinte, Herrn Eichenbergers Zementmischung sei wohl 1 zu 1 gewesen, nämlich eine Schaufel Zement und eine Schubkarre Sand.

Für unser drittes Weihnachtsfest in Afrika holten wir uns aus dem Busch einige grüne Zweige und befestigten daran ein paar Kerzen. Das war unser Weihnachtsbaum. Winterlich war uns auch zumute, weil wir tagsüber nur 28 °C hatten. Die Monate Dezember und Januar sind in Nordkamerun von den Temperaturen die angenehmste Zeit des Jahres. In diesen zwei Monaten haben wir uns immer etwas erholen können. Im Februar begann dann die Hitze wieder. Zuerst ist es noch erträglich, weil die Luftfeuchtigkeit sehr niedrig ist. Im Urwald ist das ganz anders. Bei hoher Luftfeuchtigkeit schwitzt man schon bei wesentlich niedrigeren Temperaturen.

Eichenbergers waren einige Wochen zuvor nach Zidim gezogen und nun konnten wir selbst über unseren Arbeitsstil entscheiden. Familie Aalto kam im Januar nach Dagai und zogen in das Haus, das Eichenbergers bewohnt hatten. Von Frau Aalto konnten wir keine Mitarbeit erwarten, sie war mit ihren neugeborenen Zwillingen ausreichend beschäftigt. Für unsere Söhne hatte ich in Maroua von einem Missionar eine gebrauchte „Zwillingskarre“ erhalten. Mana hatte sie darin jeden morgen ausgefahren. Das mochten sie gerne, denn sie wussten, dass Mana mit ihnen immer zum Mayo-Dagai fuhr. Auch in der Trockenzeit reicht es aus, etwas im Sand zu graben, um an Wasser zu kommen. Für Kinder gibt es nichts Schöneres als Wasser und Sand. Wir hatten nicht einmal den weiten Weg zur Nordsee. Manchmal kamen sie mit nassen Hosen zurück, was mir aber auch keine Sorge bereitete, denn bei diesen Temperaturen erkältet man sich nicht so ohne weiteres. Ich musste die Kinder aber schnell umziehen, weil der Unterleib nicht u lange unterkühlt sein durfte. Das führte sonst zu einer Diarrhoe (Durchfall).

Ich hatte weiterhin Freude, zu beobachten, welche Fortschritte die Frauen beim Lesen und Schreiben machten. Es dauerte zwar länger als bei den Männern, aber die Frauen mussten schließlich so „nebenher“ auch beim Unterricht noch ihre Kinder betreuen. Das lenkt natürlich vom Lernen ab. Eine Frau kam aber nie auf die Idee, ihr Baby oder Kleinkind jemand anderem zu übergeben. Der Begriff „Babysitter“ war für die Frauen unverständlich. Was mich sehr erstaunte, war die Tatsache, dass die Frauen nach und nach Tücher um ihre Hüften legten. Der Oberkörper blieb frei und die Kinder wurden natürlich weiterhin auf dem Rücken getragen. Wir haben auch nie das Thema Kleidung angesprochen. Die Initiative sich zu bekleiden, ging von ihnen selbst aus. Bei diesen Unterrichts- oder Lesestunden am Nachmittag kam ich mit den Frauen oft über persönliche Fragen ins Gespräch. Ich wollte noch mehr über ihren Alltag erfahren. Über das positive Ergebnis des Körperkontakts mit dem Baby habe ich schon geschrieben. Mich interessierte auch zu wissen, wie oft und wie lange sie ihr Baby stillten. Sobald das Baby unruhig wird, stillte die Mutter es. Die Frauen stillten ihr Baby zwei Jahre lang. Danach wurde abrupt abgestillt. In diesen zwei Jahren lebte die Frau mit ihren Kindern allein in ihrer Hütte. In dieser Zeit hat der Ehemann keinen sexuellen Kontakt mit seiner Frau. Eine ganz natürliche Geburtenkontrolle. Nachdem sie mir das erzählt hatten, wurde ich natürlich zum gleichen Thema befragt. Ganz vorsichtig konnte ich schon damals über das Thema „Geburtenplanung“ mit ihnen sprechen. Ich stellte dann aber fest, dass es für sie nur eine Methode der Weißen ist, die sie nicht annehmen konnten. Es wäre dumm gewesen, sie mit diesem Thema zu überfahren. Erst Jahre später waren sie offener für diese Fragen.

Der Schulunterricht machte auch gut Fortschritte. Sechzehn Jungen gingen jetzt regelmäßig zur Schule. Sie kamen aber alle aus den nahegelegenen Gehöften. Der Kola – Häuptling hatte sich wohl von seinen Zauberern „überreden“ lassen, dass der Schulunterricht gefährlich sei. Darum hielt er alle Kinder aus den anderen Dörfern fern. Wir stellten einmal bei einem Besuch in einem Dorf fest, dass alle Kinder aus unserem Blickfeld schnell verschwanden. Dieser alte Häuptling war blind und misstraute allem Neuen. Wir wussten aber vom Laamido in Maroua, dass er unsere Schularbeit unterstützte. Er hatte sich bei einem Besuch in Dagai wohlwollend über die Schule und die Ambulanz geäußert.



Dorfchef Baccu

Die neue Station in Zidim sollte jetzt aufgebaut werden. Darum ging Fritz dorthin, um zuerst ein Wohnhaus zu bauen. Herr Aalto begleitete ihn, weil er die Station ja einmal übernehmen sollte. Frau Aalto blieb mit den Kinder in Dagai. Wir konnten uns schlecht verständigen, weil sie wenig Französisch sprach. Lisbeth und ich haben aber versucht ihr zu helfen, weil wir feststellten, dass sie Probleme mit den Zwillingen hatte. Ihre Unsicherheit verwunderte mich, weil

ich wusste, dass sie gelernte Krankenschwester war. Sie beklagte sich immer wieder, dass die Zwillinge ständig Durchfall hätten. Lisbeth und ich haben ihr dann genaue Anweisungen gegeben, die sie unbedingt beachten müsse. Nur leider hielt sie sich nicht daran. So kam sie an einem Tag ganz aufgelöst zu mir gelaufen mit dem Ruf „mein Baby stirbt“. Ich habe dann Lisbeth rufen lassen und bin mit Frau Aalto in ihre Wohnung gegangen. Das Baby lag mit nur einem dünnen Hemd bekleidet auf dem Bett. Es krampfte leicht, war aber total unterkühlt. Sofort haben wir das Baby in eine warme Decke gehüllt und Frau Aalto gezeigt, dem Baby teelöffelweise ganz vorsichtig Flüssigkeit zuzuführen. Lisbeth gab dazu in diese Flüssigkeit noch entsprechende Medikamente. Der Zustand des Säuglings besserte sich bald. Leider hat Frau Aalto solche Therapien nie vollständig durchgezogen. So bald es eine Besserung gab, hielt sie sich nicht mehr an Lisbeths Anweisungen und hörte auch nicht mehr auf meine Ratschläge. Wir hatten ja schon einige Durchfälle bei unseren kleinen Jungen erlebt. Sie sind nach Lisbeths Therapie stets wieder gesund geworden.

Ich selbst hatte in dieser Zeit öfters heftige Malariaanfälle. Bei den Kindern erlebten wir das auch immer wieder. Nach zwei bis drei Tagen hatten sie aber alles wieder überstanden. Natürlich nahmen wir alle täglich prophylaktische Mittel gegen Malaria ein. Das übliche Mittel war zu der Zeit Nivaquine, ein synthetisches Chinin. Ich wusste aus Missionsberichten der früheren Zeit, dass man nur das reine Chinin kannte. Viele Missionare vertrugen es nicht. Damit ich nicht so oft wegen Malaria krank wurde, empfahl man mir das Chinin. Leider gehöre ich auch zu denen, die Chinin nicht vertragen. Nach der ersten Einnahme bekam ich starkes Herzklopfen und Ohrensausen. Das war so stark und fühlte sich bedrohlich an, dass ich meinte, mein letztes Stündlein hätte geschlagen. Es dauerte viele Stunden, bis alles wieder normal wurde. Wie dankbar war ich über den Fortschritt der Medizin. Natürlich nahm ich nie wieder Chinin. Aber in all den Jahren war ein Malariaanfall nichts Erwähnenswertes mehr. Da musste man eben durch.

Anfang März 1959 konnten wir unseren ersten Heimaturlaub planen. Wir wollten im Mai dann die Flugreise antreten. Henri Aalto sollte uns während dieser sechs Monate in Dagai vertreten.



Rudi beim Bau der ersten Kapelle in Dagai

In diesem Monat wurde auch die Kapelle in Dagai fertiggestellt. Die ersten Christen hatten alle Arbeiten unter Rudis Anleitung selbst gemacht. Wir wollten ihnen von Anfang an Eigenverantwortung übergeben. Lehmziegel wussten sie ja selbst herzustellen. Rudi baute mit ihnen zusammen einen großen ovalen Bau. Nur das Holz für den Dachstuhl bekamen sie von der Mission. Gras für das Dach sammelten die Kinder. Auch die Frauen halfen mit. Sie bündelten die

große Menge Gras. Das Dachdecken musste Rudi nicht beaufsichtigen. Die Afrikaner hatten damit mehr Erfahrung. Wie stolz waren sie alle auf ihr „suudu – Allah“, ihr Gotteshaus.



Der ovale Bau aus Lehmziegeln

Noch im März fuhr Rudi nach Ngaoundéré. Dort trafen sich Missionare, um das Neue Testament in Ful erneut durchzuarbeiten. In den Jahren des Zweiten Weltkrieges hatte ein Missionar in Maroua es in Ful übersetzt. Leider hatte Herr Roulet in reines Maroua – Ful übersetzt. Maroua – Ful wird leider nur in Maroua gesprochen und verstanden. Darum wollten die Missionare ein für alle verständliches Neues Testament erarbeiten. Herr Eichenberger war angefragt worden, ob er in einem Übersetzungskomitee mitarbeiten könne, aber er bat Rudi, dies für ihn zu übernehmen. Herr Eichenberger wollte mit seiner Frau an der Übersetzung ins Matakam weiterarbeiten. Er meinte zu Rudi, er könne doch Ful schon besser als er selbst. So begann für Rudi die Phase der Übersetzungsarbeit. Von nun an kamen ihm die Ful -Kurse an der Hamburger Universität bei Professor Klingenheben zugute. Es folgten viele Jahre Übersetzungsarbeit und das bedeutete gleichzeitig viele Jahre zusätzlicher Arbeit. Erst viel später wurde uns deutlich, dass Gott Rudi eine besondere Sprachbegabung geschenkt hatte. Solche Sprachbegabungen sollten dann wohl auch in die Praxis umgesetzt werden.

Für unsere Reise nach Deutschland mussten wir nun alles rechtzeitig vorbereiten. Den Kindern erzählten wir viel von Deutschland und erklärten ihnen, dass wir mit dem Flugzeug fliegen würden. Ein anderes Problem war die Kleidung für die Kinder. Für die Jungen strickte ich Hose und Jacke. Die Jacken wurden aufwändig bestickt. Wo sollte ich auch warme Kleidung für die Kinder herbekommen? Kaufen konnte hier nichts. In den 50er - Jahren kannte man noch keine praktische Kindergarderobe wie Anoraks. Bei meiner eigenen Garderobe hatte ich ein anderes Problem. An meinem schönen lindgrünen Kostüm hatten die Mäuse Löcher in den Kragen der Kostümjacke gefressen, ich habe davon schon erzählt. Uns fehlten geschlossene Kleiderschränke und diese Tatsache hatten die Mäuse ausgenutzt.

In Briefen machten wir unsere Angehörigen damit vertraut, dass unsere Kinder kein Deutsch sprachen. Obwohl wir immer nur Deutsch mit ihnen gesprochen hatten, antworteten sie nur in Ful. Den Afrikanern gefiel es natürlich, dass die Kinder der Weißen ihre Sprache beherrschten. Besonders Matthias wurde von ihnen herausgefordert. Immer wieder sprachen sie ihn an „hokkam“ (gib mir), darauf Matthias „hokkata“ (ich gebe nicht). Das wiederholten sie mehrere Male, bis Matthias seine Ruhe haben wollte. Deutlich rief er ihnen entgegen „accu haala ma“ (lass dein Geschwätz). Lachend zogen sie dann weiter. Stolz erzählte er den Afrikanern auch bald „mi yahan piruwal“ (ich fliege mit dem Flugzeug). Auf das Flugzeug war er sehr gespannt. Thomas äußerte sich nur wenig, er sah bei solchen Gesprächen nur ehrfürchtig seinen großen Bruder an.

Schließlich der Tag gekommen, an dem wir mit dem Auto nach Maroua zum Flugplatz fuhren. Matthias konnte es kaum erwarten, das Flugzeug zu besteigen. Dann saßen wir im Flugzeug, es rollte auf die Piste und setzte zum Start an. Gespannt sah Matthias aus dem Fenster. Als er feststellte, dass es von der Erde abhob und die Hütten und Bäume unter uns immer kleiner

wurden, war er ganz entsetzt. Laut rief er „mi jipan, mi yahan Mota baaba am. (Ich steige aus, ich will lieber mit Papas Auto fahren). Wir hatten Mühe, ihn zu beruhigen. Nach einiger Zeit ergab er sich in sein Schicksal. Thomas vollbrachte ein anderes Kunststück. Damals wurden bei Landung und Start von den Stewardessen noch Bonbons verteilt, damit sich durch Schlucken der Druck in den Ohren ausgleicht. Weil das Flugzeug schaukelte, musste Thomas sich übergeben. Eine Stewardesse hatte auch gleich eine Tüte bereit. Als bei Thomas alles draußen war, stellte ich fest, dass er genüsslich sein Bonbon im Mund hin und her bewegte. Das wollte er nicht hergeben. So übel er sich auch fühlte, wollte er das Bonbon nicht wieder hergeben.

Wir hatten einen langen Flug vor uns. Von Maroua bis Fort Lamy war es eine Stunde Flug. Dort sollten wir das große Flugzeug besteigen. Wir flogen am Spätnachmittag von Maroua ab und hatten viele Stunden Aufenthalt in Fort-Lamy. Erst um Mitternacht ging es von dort weiter. Mit zwei kleinen, müden Kindern waren diese Stunden beschwerlich. Müde Kinder werden bekanntlich unleidlich. Eine Stewardess hatte mit uns Erbarmen. Sie holte sich die Erlaubnis, uns schon zeitiger als die anderen Passagiere ins Flugzeug einzulassen. Endlich konnten die Kinder zur Ruhe kommen.

Da Thomas keine zwei Jahre alt war, mussten wir für ihn nur ein Zehntel des Flugpreises zahlen. Das bedeutete aber auch, er bekam keinen eigenen Sitz. Ich hatte mein schlafendes Kleinkind die ganze Nacht auf meinem Schoß. Matthias hatte einen eigenen Sitz. Gegen Morgen verschwanden wir Erwachsenen im Waschraum, um die wärmere Garderobe anzuziehen. Das Frühstück wurde noch vor der Landung in Paris serviert. Als ich eine Tasse Kaffee in die Hand nahm, um sie zum Mund zu führen, bewegte sich Thomas so ungeschickt, dass er an die Tasse stieß. Der gute Kaffee ergoss sich auf mein lindgrünes Wollkostüm. Ich sah aus, wie junge Mütter es gut aus eigener Erfahrung kennen. Den Kindern hatte ich erst nur die gestrickten Hosen, Strümpfe und Schuhe angezogen. Am frühen Morgen landeten wir in Paris. Beim Aussteigen wollte ich den beiden dann die Strickjacken anziehen, aber Matthias weigerte sich vehement. Warme Garderobe kannte er nicht. Er rief nur entrüstet „das kratzt“. Er wehrte sich mit Händen und Füßen. Die Wartehalle des Flugplatzes hat er uns buchstäblich zusammengebrüllt. Was machen Eltern in solch einer Situation? Wir mussten doch bedenken, wie viel Neues auf die Kinder zukam. Aber wegen der kühlen Temperaturen brauchten sie warme Kleidung. Methode: Ablenken hat dann meistens Erfolg. Rudi nahm ihn dann auf den Arm und sprach ruhig mit ihm.

Vom großen Fenster aus konnte man das Flugzeug sehen. Das hatte Erfolg. Matthias ließ sich vom Papa Landung und Starts und vieles mehr erklären. Thomas nahm alles gelassener auf. Er schaute seinen schreienden Bruder nur verständnislos an. Die Strickweste ließ Matthias danach zwar an, aber die langen Ärmel schob er bis über die Ellenbogen hoch. So verhielt er sich alle Monate während unseres Deutschlandaufenthalts.

Endlich konnten wir das Flugzeug nach Düsseldorf besteigen. Für uns war es der erste Flug in einem Düsenjet. Wir waren begeistert, wie schnell das Flugzeug an Höhe gewann, dazu noch so leise. Nicht zu vergleichen mit den Propellermaschinen. Bald schon landeten wir in Düsseldorf. Am Flugplatz empfing uns Herbert Mascher, als Vertreter des Heimatkomitees. Er wollte uns etwas Gutes tun und lud uns ein, mit ihm in ein Café zu gehen. Er verstand nicht, dass wir uns mit zwei übermüdeten Kleinkindern diesen Terror ersparen wollten. Nach seiner Meinung mussten Kinder jederzeit tun, was die Eltern sagen. Ich habe ihn nur verständnislos angeschaut und bei mir gedacht „Wie schafft man das?“ Mein besudeltes Kostüm und meine müden Jungen haben ihn wohl davon überzeugt, dass er von seiner Einladung absehen musste. Das war die erste Enttäuschung, die wir Herbert Mascher zugefügt haben. In den Jahren danach folgten noch etliche mehr.

Stattdessen konnten wir einen VW-Käfer besteigen. Rudis Vetter holte uns von Düsseldorf ab. Er fuhr uns gleich nach Witten. Aber wie schafften wir es nur, alles Gepäck zu verstauen, dazu noch vier Erwachsene und zwei Kinder?

Nachmittags kamen wir in Witten an. Rudis Eltern erwarteten uns. Aber außer ihnen war noch ein Teil von Rudis Verwandtschaft gekommen. Sie saßen alle erwartungsvoll im Wohnzimmer. Unserem Matthias wurden die vielen neuen Eindrücke und fremden Menschen zu stressig. Er schrie die ganze Gesellschaft mit lauten Worten zusammen: „ mi yahan Dagai“ (ich geh nach

Dagai). Das wiederholte er immer wieder. Jetzt war der Papa wieder gefragt. Rudi nahm sich seinen Sohn auf den Arm und ging mit ihm erst ins Treppenhaus. Da waren erst mal die Treppen zu erklären. Die Kinder kannten nur eine Stufe, die ins Haus führte. Nach einem ausgiebigen Spaziergang wurde Matthias auch wieder ruhig. Thomas besah sich die ganze Szene in aller Ruhe. Er sagte kaum ein Wort. Natürlich verstanden nur wir, was die Kinder uns in den nächsten Tagen mitteilten. Aber Matthias hat uns überrascht; innerhalb einiger weniger Tage sprach er Deutsch. Nur mit uns behielt er die Ful- Sprache bei.

Sechs Monate dauerte unser Aufenthalt in Deutschland und ich schreibe bewusst nicht „Urlaub“ - Erholung war es nicht. Wir wohnten abwechselnd bei Rudis Eltern und dann bei meiner Mutter. Meine Mutter hatte viel Freude mit den Kindern, und bei ihr war es auch einfacher für sie, weil zu meinem Elternhaus ein großer Hof und Garten gehörten. Dort hatten die beiden Kinder viel Freiraum zum Spielen, sie waren eben immer beschäftigt. Für Rudi und mich kamen dann viele Gemeindebesuche. Es war unsere Aufgabe, die Missionsarbeit in unseren Gemeinden wieder mehr bekannt zu machen, heute würde man das wohl „PR“ nennen. Diese Reisen waren anstrengend. Wir fuhren mit Bussen und mit der Bahn. Dazu schleppten wir große Diakästen und einen Diaprojektor mit uns herum. Wir konnten nie sicher sein, einen Diaprojektor in der jeweiligen Gemeinde vorzufinden. Darum waren wir überglücklich, wenn wir an dem jeweiligen Bahnhof mit einem Auto abgeholt wurden. Auch das war nicht selbstverständlich in der damaligen Zeit. So waren alle vier von uns froh, als es wieder Richtung Afrika ging.



Heimurlaub Anfang 1960 mit Opel Blitz im Hintergrund

Für die Transporte des Baumaterials wurde im Herbst ein LKW Opel Blitz gekauft. Darum wählten wir für die Ausreise das Schiff. Mitte November fuhren wir mit dem vollgepackten Auto Richtung Marseille, wo wir den Passagierdampfer Jean Mermoz bestiegen. Auf ihm dauerte die gesamte Schiffsreise vierzehn Tage, das bedeutete für uns eine zweiwöchige Zeit der Erholung.

In Douala wohnten wir für einige Tage bei Farellys. Rudi musste dort warten, bis das Auto und das Gepäck durch den Zoll gekommen waren. Weil die mehrtägige Fahrt mit dem Auto für die Kinder zu anstrengend war, nahm ich mit ihnen das Flugzeug in den Norden. In Maroua holte uns Fritz Borchers am Flugplatz ab. Die Fahrt nach Dagai war problemlos. Als das Wohnhaus in Dagai in Sicht war, konnte Matthias es gar nicht erwarten auszusteigen. Er rannte sofort auf das Haus zu. Im Haus angekommen, zog er Hemd und Hose aus und legte sich in sein Bett. Er war überglücklich, wieder daheim zu sein. Thomas hatte sicher noch nicht so konkrete Erwartungen. Er war ja noch zu klein. Genauso wie Matthias habe ich auch empfunden. Von den Afrikanern wurden wir stürmisch begrüßt. Gar nicht lange nach unserer Ankunft war unser Haus umlagert von allen Afrikanern aus der Nachbarschaft. Zur Begrüßung sangen sie uns Lieder. In diese Danklieder habe ich auch miteingestimmt. Ich hatte das Gefühl, „endlich zu Hause“ zu sein.

In Dagai hatte sich in der Zwischenzeit auf der Missionsstation aber einiges verändert: Aaltos waren schon einige Wochen nicht mehr in Dagai. Der Gesundheitszustand der Zwillinge hatte sich verschlechtert. Selbst die Ärzte im Krankenhaus Maroua wollten die Verantwortung nicht mehr übernehmen. Schwester Lisbeth sagte mir gleich bei unserer Ankunft, dass ihr vor Erleichterung ein Stein vom Herzen gefallen sei, als Aaltos abgereist seien. Die Mutter hätte weiterhin keine Therapie konsequent durchgeführt. Darum wären die Durchfälle bei einem der Zwillinge immer schlimmer geworden. So packten Aaltos ihre Sachen und waren schon bei unserer Ankunft in Douala eine ganze Zeit in einem amerikanischen Missionskrankenhaus.

Wir wollten eigentlich in Douala Artur und Gerti Gerdawischke mit ihren beiden kleinen Kindern mit in den Norden nehmen. Artur und Gerti waren schon einige Wochen in Kamerun. Man hatte Artur Arbeit auf einer Station in Südkamerun gegeben, um sich einzuarbeiten. Wir kannten uns schon aus unserer Hamburger Zeit. Artur kam einige Tage später als verabredet. Dazu auch noch allein. Was er uns mitteilen musste, war keine gute Nachricht. Einer von Aaltos Zwillingen war gestorben. Artur hatte die Aufgabe, das Kind zu beerdigen und Familie Aalto zu betreuen. Aaltos hielt es nicht länger in Afrika aus. Sie wollten schnell wieder nach Finnland. Bis alles geregelt war, wollte Artur bei ihnen bleiben und erst dann nach Nordkamerun kommen.

Nun sollten und wollten Gerdawischkes die Station Dagai übernehmen. Schon lange gab es Pläne in der Stadt Maroua, eine Missionsstation aufzubauen. Ein französischer Kaufmann bot ein großes Gelände zum Kauf an. Er selbst wollte nach Europa zurück. Auf dem Gelände war ein großes Wohnhaus und eine Werkstatt mit Vorratsräumen. Die Leitung der Mission wurde bald mit Herrn Tevenin einig, er machte für die Mission einen fairen Preis.

Aber noch einmal zurück: Rudi kam mit dem Lastwagen mehrere Tage später wohlbehalten in Dagai an. Inzwischen hatte ich schon einen Umzug in Dagai gestartet. Unser Wohnhaus war solider gebaut, darum hatte es eine bessere „Wohnqualität“. Wir sollten Gerdawischkes das Haus sofort zur Verfügung stellen. Für mich hieß das, wieder packen und alles ins Nachbarhaus bringen. Natürlich musste ich nichts schleppen, dabei halfen mir die Afrikaner. Diesen Umzug hatte ich schon vor Rudis Ankunft komplett erledigt.

In Deutschland hatten wir viel eingekauft und vieles war uns geschenkt worden. Jetzt hatte ich eine nagelneue Singer - Nähmaschine. Die Attraktion für die Afrikaner war eine Miele - Waschmaschine. Das war eine Bottich - Maschine, die man nicht heizen konnte. Der Bottich war aus Edelstahl und unverwüstlich. Die Maschine lief mit einem Benzinmotor. Mana habe ich schnell eingewiesen, den Motor zu bedienen. Die Afrikaner konnten es nicht fassen. „Keeke lotugo“... (Maschine, die wäscht).

Mitte Januar kamen Gerdawischkes nach Dagai. Die Kinder freundeten sich sogleich miteinander an. Daniel, der ältere von Gerdawischkes, war ungefähr gleich alt wie Thomas. Die drei Jungen machten alle Spiele gemeinsam. Gabriele, das zweite Kind, war noch ein Baby. Wir hatten schöne gemeinsame Wochen zusammen in Dagai.

Mit Gerti zusammen begannen wir wieder mit der Frauen - und Mädchenarbeit. Zuerst boten wir ihnen Nähunterricht an. Am Lesen und Schreiben waren immer mehr Mädchen interessiert. Wir freuten uns, dass jetzt auch sie zum Lernen kamen und natürlich lernten sie schneller als die Frauen.

Artur und Rudi begannen mit dem Taufunterricht. Bis zur Taufe sollten die Kandidaten lesen und schreiben können. Das machten wir zur Bedingung. In der nächsten Regenzeit sollten die Ersten getauft werden.

Der Hauskauf in Maroua war abgeschlossen. Wir konnten nun alles besichtigen. Das große Wohnhaus interessierte mich natürlich am meisten. Man stelle sich vor: elektrisches Licht und fließend Wasser. Ein großer Garten war angelegt. Die Jungen waren fasziniert, denn dort gab es viele Obstbäume wie Pampelmusen und Apfelsinen. Darum nannten die Kinder es gleich „das Pampelmusenhaus“. Sie freuten sich auf den Umzug. Wir sind trotzdem schweren Herzens von Dagai fortgegangen. Wir hatten die Menschen in unser Herz geschlossen.

Buba

Fetschi war die Hauptfrau unseres Nachbarn Nai. Als sie vor zwei Jahren wieder ein Kind erwartete, war sie viel krank. Unsere Schwester in der Ambulanz hatte mit vielen Medikamenten versucht, ihr zu helfen. Bis wir eines Nachts in ihrem Gehöft die Tanztrommel hörten. Da wussten wir dass die Bewohner des Gehöftes Nai wieder einmal Hirsebier und Fleisch für ihre Ahnen zubereitet hatten, um sie zu besänftigen, weil sie über Fetschi die Krankheit gebracht haben sollten. Am anderen Tage ging ich zu Fetschi, um mit ihr zu reden. Sie hatte mich nämlich einige Zeit vorher gefragt, ob es stimme, dass man in den Himmel käme, wenn man Jesus annimmt. Als ich im Gehöft ankam, saß Fetschi auf einem Stein vor ihrer Hütte. Sie sah ganz niedergedrückt aus. Ich habe dann versucht, ihr zu erklären, dass Jesus ihren Zauber nicht wolle, dass der Böse sie nur mit dieser Furcht vor den Ahnen plage. Jesus sei ganz gewiss da, der sie von der Furcht befreie und ihnen ein fröhliches Herz gäbe. Was konnten wir weiter tun, als für Fetschi zu beten. Auch wussten wir, dass ihr Bruder für sie betete. Die weiteren Monate sahen wir Fetschi nur selten. Sie war die meiste Zeit wie alle Leute ihres Gehöftes auf dem Felde; denn es war gerade Regenzeit. In diesen fünf Monaten müssen die Kirdi viel arbeiten, damit sie genügend Hirse und Erdnüsse für die lange Trockenzeit ernten. Bis man uns eines Tages rief, Fetschi hätte ihr Kind bekommen, aber es ginge ihr gar nicht gut. Schwester Lisbeth hat einige Tage versucht, der Mutter mit unseren Medikamenten zu helfen. Es war ja Regenzeit, wir konnten sie nicht nach Maroua ins Krankenhaus bringen.

Einige Tage nach der Geburt des Kindes starb Fetschi. Für Nai, ihren Mann, gab es nun nichts eiligeres, als das Kind wegzugeben. Weil es nach seiner Meinung die Mutter umgebracht hatte, es würde sicher noch den Vater umbringen. Er wollte es zu den Fulbe geben, so hörten wir, weil er als Bezahlung dafür eine Kuh bekäme. Die Fulbe ziehen sich solche Kinder sehr gerne groß, damit sie später Sklaven haben. Das konnten wir nicht zulassen, es gab sicher noch eine andere Möglichkeit. Bis uns dann Buba und Dudu einfielen. Dieses junge Ehepaar wohnte bei uns. Buba machte alle nötigen Arbeiten auf der Station, um sich seinen Lebensunterhalt damit zu verdienen. Er hatte sich vor längerer Zeit auf einer anderen Missionsstation bekehrt. Irgendeine Sache hatte ihn aber von dem geraden Weg abgebracht. Mit seiner Frau verstand er sich nicht mehr gut. Vielleicht auch weil sie Mohammedanerin war. Kinderlos war die Ehe auch geblieben. Deshalb meinten wir, es wäre sicher gut, wenn ein Kind in ihr Haus käme. Wir sprachen mit Nai. Nach einer kleinen Unterredung gab er das Kind der Mission. Daraufhin gaben wir Fetschis Kind in Pflege bei Buba und Dudu. Dudu kam einmal in der Woche zu uns und holte sich die Kindernahrung. Für die Kleidung des Kindes sorgten wir auch. Aber statt besser, wurde Dudu immer unerträglicher. Sie verlangte von Buba immer wieder neue Kleider, was er bei seinem kleinen Verdienst doch nicht kaufen konnte. Buba machte daraufhin Schulden. Das erfuhren wir erst später. Nach mehreren Monaten ging Dudu fort. Buba übergab das Kind für einige Zeit seiner Mutter. Einige Wochen später kam Buba zu meinem Mann und erklärte, er hätte eine andere Frau gefunden. Hauwa – so hieß sie – machte auch einen netten Eindruck. Mein Mann erklärte ihm nur, dass wir jetzt eine Bewährungszeit von ihm verlangten. Nun nahmen Hauwa und Buba das Kind auch wieder zu sich. Geschwister Gerdawischke (Missionarskollegen) erzählten uns immer wieder, wie Buba und Hauwa sich verstünden. Buba führe sich wirklich gut, sicher würde er bald Glied der Gemeinde Dagai. In dieser Zeit nahm Hauwa auch Jesus als ihren persönlichen Heiland an. Es war im Januar, als Bruder Gerdawischke Buba hier nach Maroua ins Krankenhaus brachte, damit der Doktor ihn gründlich untersuche. Der Arzt stellte einen Leberschaden und eine vergrößerte Milz durch Malaria fest. Wir waren entsetzt, als wir Buba nach längerer Zeit wiedersahen. Er war abgemagert und sein Gesicht war eingefallen. Man riet ihm, im Krankenhaus zu bleiben. Das wollte er auf gar keinen Fall. Er fuhr wieder mit nach Dagai. Einige Wochen später hatte es sich so verschlimmert, dass er doch ins Krankenhaus musste. Es ging immer mehr bergab mit ihm. An einem Freitagmorgen kam Hauwa zu uns mit ganz verweinten Augen. Mit Buba ginge es zu Ende, erklärte sie uns. Wir sind dann gleich mit ihr ins Krankenhaus gefahren. Bedrückend war es nur für uns, dass wir gar nicht mehr mit ihm sprechen konnten. Ist er nun ein Eigentum Jesu gewesen? Gegen 11 Uhr starb Buba. Wir

haben ihn am Nachmittag hier in Maroua begraben. Nun trat wieder die Frage an uns heran „Wo bleibt das Kind?“ Nai wollte es nicht haben. Für ihn stand es fest, das Kind hatte auch Buba umgebracht. Hauwa war mit dem Kind zu ihren Mohammedanischen Eltern zurückgekehrt. Bubas Bruder wollte das Kind auch zu sich nehmen. Auch da wäre es unter Mohammedanern gewesen. Bis uns dann nach Wochen endlich die rechte Lösung gekommen ist. Wir meinten, es wäre doch eine schöne Aufgabe für die junge Gemeinde Dagai, dieses Kind großzuziehen. Wir haben mit den Christen gesprochen und nannten ihnen die Bibelstelle „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen der nimmt mich auf.“ Sie haben es gut verstanden. Es ist ein junges Christenehepaar da, das noch keine Kinder hat. Die Frau übernimmt die Arbeit gerne. An den Kosten wollen sich alle beteiligen. Nai will das Kind nicht zurück haben. Sein Gesicht ist von Furcht gezeichnet, dass das Kind auch ihn noch umbringen wird. Hauwa haben wir für ihre Arbeit zu entschädigen versucht. Sie ist zurück zu ihren Eltern gegangen. Nun muss sich zeigen ob der Glaube sich unter Christen bewährt. Nais Kind hat auch schon einen Spielgefährten gefunden. Es ist das erste Kind von Fetschis Bruder. Es heißt David. Nun soll Fetschis Kind auch einen christlichen Namen haben. Wir haben den Namen Jonathan ausgesucht.



Typisches Kirdi-Gehöft

Maroua

Mitte März 1960 zogen wir dann nach Maroua. Gerdawischkes hatten sich in Dagai gut eingelebt. Somit konnte Rudi mit gutem Gefühl die Stationsarbeit in Arturs Verantwortung übergeben. Gerdawischkes selbst freuten sich auf die Arbeit in Dagai. An die gemeinsamen Wochen mit Artur und Gerti erinnere ich mich noch gerne. Gerti hatte die gleiche Einstellung zur praktischen Arbeit wie ich. Sie scheute sich nicht anzupacken und war nicht zimperlich. Sie fand sich auch in den primitiven Verhältnisse sofort zurecht. Wir haben viel Spaß miteinander gehabt. Uns war bewusst, Missionare ohne Humor halten in einem fremden Land nicht lange aus.

Unser neues Wohnhaus hatte drei große Räume mit Küche und Bad zusammen. Dazu noch ein kleiner Raum, der als Vorratsraum gedacht war. Diesen Raum haben wir zuerst als Kinderzimmer eingerichtet. Im Haus spielten die Kinder doch kaum. Sie waren fast nur draußen. Alle Räume hatten Türen zur Veranda, die rings ums Haus verlief. So gab es für uns sechs Außentüren, also sechs Möglichkeiten für Diebe, ins Haus zu kommen. Diese Gefahr mussten wir immer einkalkulieren. Trotzdem fühlten wir uns in Maroua der Zivilisation wieder näher. Hier lebten immer viele Europäer und die Lebensmittelgeschäfte konnten wir sogar zu Fuß erreichen.

Für den Garten stellte ich einen Gärtner ein. Abdallah arbeitete selbständig. Er hatte schon viele Jahre bei einer Missionarsfamilie von der Nachbarmission die Gartenarbeit gemacht. Er wusste, wo ich in der Küche die Samentüten hatte. Dort holte er sich den Samen nach Bedarf. Nach einer Anlaufphase konnte ich sogar Gemüse an andere Missionare verkaufen. Da lohnte es sich, den Sohn

des Gärtners zu bezahlen. Eine andere Aufgabe übernahm Abdallah auch noch: Er ging für uns zum Schlachthof, um Frischfleisch zukaufen. Als Afrikaner bekam er das Fleisch billiger. Von uns Europäern hätte man auch in Maroua einen viel höheren Preis verlangt. Auf diese Idee sind wir aber nicht selbst gekommen. Das waren immer unsere afrikanischen Freunde, die uns diesen Tipp gaben. Außerdem ging Abdallah an Markttagen auch den Frauen entgegen, die auf dem Weg zum Markt waren, um dort ihr Eier zu verkaufen. Sicher hat er mit den Frauen auch gefeilscht, das habe ich aber nicht wissen wollen. Ich bezahlte die Eier zum üblichen Marktpreis. Abdallah freute sich gewiss über diesen kleinen Nebenverdienst.

Für die Hausarbeit hatten wir Mbrwi und Mana aus Dagai mitgenommen. Die beiden verstanden sich gut und waren gut eingearbeitet. Die Küche mussten wir auch neu ausstatten. Wir kauften in Garoua einen Gasherd und einen Elektro-Kühlschrank. In Maroua hatten wir ja Elektrizität. Der Herd lief aber mit Propangas. Die Gasflaschen konnten wir in Maroua eintauschen. Aus Deutschland hatten wir uns eine gut erhaltene Herdplatte mitgenommen. Aus Zementsteinen mauerte Rudi einen Herd. Die Herdplatte kam obenauf. Sogar ein Backofen konnte eingebaut werden. In dieser Zeit konnten wir in Maroua noch günstig Holz kaufen. Das war wesentlich billiger als Propangas. Natürlich musste das Holz noch zersägt und kleingehackt werden. Das war Mbrwis Arbeit. Aus dem Herd holten sie die Holzkohle für das Bügeleisen. Ich war immer erstaunt, wie geschickt sie das Bügeleisen mit Holzkohle aufheizen konnten und wie geschickt sie mit diesem Ungetüm von Bügeleisen die Wäsche bügelten.

Mana und Mbrwi ließen nicht zu, dass ich unsere beiden Kinder zu kleinen Hilfsarbeiten anleitete. Sie räumten für Matthias und Thomas sogar das Spielzeug im Kinderzimmer wieder auf. Ihre Meinung war, die Kinder der Weißen dürften diese Arbeiten nicht machen. Dagegen konnte ich mich nicht wehren. Matthias und Thomas verstanden sich gut mit den Hausboys. Ich habe es nie zugelassen, dass sie mit den Afrikanern respektlos umgingen, aber sie erlebten ja auch unseren freundlichen Umgangston mit Mana und Mbrwi.

Oft ergab es sich, dass sie sich nach Feierabend auf den Fußboden ins Wohnzimmer setzten, um ihre vielen Fragen loszuwerden. Sie hätten sich bei solchen „Meetings“ nie auf einen Stuhl oder Sessel gesetzt. Wir wussten, dass sie sich dabei äußerst unwohl gefühlt hätten. Aber gerade diese Gespräche mochten wir. Mana und Mbrwi konnten ihre Fragen loswerden und auch wir konnten ihnen unsere Fragen stellen. An diesen Abenden erfuhren wir viel aus ihrer Kultur und auch über ihre Denkweise.

Nach einiger Zeit kamen sie mit Gehaltsfragen. Sie hatten erfahren, dass die Europäer in Maroua ihre Boys viel besser bezahlten. Wir haben ihnen nur gesagt, dass wir ihnen kein höheres Gehalt zahlen könnten. Als Missionare hatten wir nie ein so gutes Einkommen wie die europäischen Geschäftsleute. Wir haben ihnen dann freigestellt, sich einen besser bezahlten Arbeitsplatz zu suchen. Das lehnten sie sofort ab. Ihr Argument war, bei uns würden sie menschlich behandelt und nicht bloß herumkommandiert werden. All die Jahre blieben Mbrwi und Mana bei uns.

In Maroua mussten wir uns aber auf noch mehr Wärme als in Dagai einstellen. Maroua ist von Bergen umgeben. Darum gibt es nur wenig Wind, der ja etwas Erfrischung bringt. In der heißen Zeit hatten wir im Haus bis zu 42° C. Nachts kühlte es sich dann auf 34° ab. Ich empfand die Hitze noch ermüdender, weil ich unser drittes Kind erwartete. Am Mittagstisch genügte das Taschentuch zum Schweißwischen nicht. Ich hatte immer ein Handtuch auf dem Schoss liegen. Außerdem lief der Gästebetrieb gleich nach unserer Ankunft an. Durchreisende Missionare machten immer auf der Missionsstation Halt.



Ein Neues Testament nach einem Jahr Gebrauch

In dieser Zeit, Sommer 1960, traf sich das Übersetzungskomitee bei uns. Wie schon erwähnt, wurde das Neue Testament in ein verständliches Ful übersetzt. Diese Tagung dauerte mehrere Wochen. Ich habe die ganze Gruppe noch vor mir. Da war zuerst das norwegische Ehepaar Endersen, die wir noch aus Ngaoundéré kannten, Miss Christiansen von einer amerikanischen Mission und besonders zu erwähnen ist Leslie Stennes, auch er Amerikaner und Lutheraner. Leslie Stennes und Rudi verband eine gute brüderliche Zusammenarbeit und Freundschaft. Zuletzt kam noch Mallum Markus dazu, der aus dem Islam kam und in Nordkamerun seine Heimat hatte.



Übersetzungsteam, vorne links Leslie Stennes

Wo konnten alle Gäste logieren? Miss Christiansen quartierten wir in unser Büro ein. Auf unserem Gelände stand noch ein ovales strohgedecktes Haus mit zwei Räumen. Dusche und WC waren hinter dem Haus. In diesem Haus wohnten dann Leslie Stennes und Mallum Markus. Gegenüber unserer Station hatte eine Französin ein kleines Hotel. Sie vermietete damals noch an Gäste. Dort konnte Ehepaar Endersen wohnen. Zu Tisch waren sie aber alle bei Kassühlkes. Natürlich hatten wir keinen Konferenzraum. Für die Übersetzungsarbeit saßen alle an unserem großen Esstisch. Wenn Essenszeit war, mussten sie alle Bücher beiseite legen.



Nordkameruner waren mit im Übersetzungsteam

In den Tropen beginnt man immer früh mit aller Arbeit. Die kühlere Morgenluft muss genutzt werden. Darum Frühstück 6.30, um 7 Uhr die erste Arbeitsphase. Wenn alle Bücher auf dem Tisch ausgebreitet waren, konnte die Arbeit beginnen. Bis 12 Uhr arbeiteten sie zusammen, dann war Mittagessen und anschließend die für Tropenklima notwendige Mittagsruhe zwischen 13 Uhr und 15.30. Ab 15.30 nach einer Tasse Tee wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Gegen 18.30 gab es Abendbrot und danach ging es noch einmal weiter. Sie hatten sich als Team ein hohes Ziel gesetzt. Miss Christiansen und Herr Endersen gingen schon auf die 60 zu, sie hielten das Arbeitstempo nicht durch. Oft sah ich Mallum Markus, Leslie Stennes und Rudi alleine am Tisch sitzen. Sie hielten dem Tempo stand. In allen weiteren Jahren habe ich miterlebt, was Übersetzungsarbeit bedeutet. Ich werde in einem anderen Abschnitt noch darauf eingehen.

In diesen Wochen kam Schwester Ingeborg Gruppe nach Nordkamerun. Sie sollte in Dagai Schwester Lisbeth in der Ambulanzarbeit mithelfen. Sie wohnte bei uns, bis Artur eine Fahrt von Dagai nach Maroua machen konnte. In der Regenzeit musste Artur warten, bis nach Tagen ohne Regen die Flussübergänge zu passieren waren. Auf dem Rückweg wollte Artur dann Schwester Ingeborg mitnehmen. Schwester Ingeborg campierte in unserem Wohnzimmer auf einer Liege. Eine Person mehr bei den Mahlzeiten fällt ja auch nicht weiter ins Gewicht. Ich zähle einmal auf: vier Erwachsene, zwei Kinder, eine Dusche, ein WC. Für Afrika kein Problem.

Aber es geht noch weiter. Nach einigen Tagen kamen Janine und Edouard Somerville von Frankreich. Sie sollten die Station Zidim übernehmen. Auch sie konnten nicht sofort abreisen. Das Auto stand wohl bereit, aber auch sie konnten in der Regenzeit nicht alle Strassen passieren. Janine und Edouard konnten aber zum Glück bei der Französin wohnen, aber ihre Mahlzeiten nahmen sie natürlich bei uns ein. Ich hatte gleich einen guten Einstieg in den Gästebetrieb auf unserer Station. Zehn Erwachsene und zwei Kinder ist ja eine kleine Zahl. Dazu sollte im August unser drittes Kind geboren werden. Zwei Boys machten wohl die Arbeit, ich musste aber planen und alles in der Küche beaufsichtigen.

Oft gab es in all den Jahren Überraschungsgäste. Unsere Missionare mussten in Maroua einkaufen. In der Regenzeit planten sie verständlicherweise eine Übernachtung mit ein. In der Trockenzeit blieben sie aber immer nur über die Mittagszeit. Bald war Mbrwi in der Küche so eingearbeitet, dass er auch die Mengen für die vorgesehene Personenzahl selbst einschätzen konnte. Ich wollte mir ja genügend Zeit nehmen für die Frauenarbeit und die Kinderarbeit.

... und noch einmal das Thema Überraschungsgäste:

Thomas bekam an einem Morgen Zahnschmerzen, aber in Maroua gab es keinen Zahnarzt. In Garoua, ca. 200 km entfernt, konnten wir vielleicht einen Zahnarzt erreichen. Und „zufällig“ fuhr ein Auto vor. Wir kannten den norwegischen Zahnarzt von der Missionsstation Ngaoundéré. Ein Arzt hat natürlich immer einen Notkoffer dabei. So konnte er Thomas einen Zahn ziehen, das Problem war gelöst. Natürlich war Herr Bidal bei uns Gast. Er wollte nur eine Urlaubsreise durch den Norden machen. Gottes Engel sind immer unterwegs. Auch Zahnärzte werden von Gott dazu gebraucht.

Wie habe ich damals solche Wunder eingeordnet? Für mich waren sie einfach natürlich. Ich hatte zu keiner Zeit Angst, dass wir eine Notsituation nicht überstehen würden. Wir waren an dem Platz,

den Gott uns zugewiesen hatte. Wir wussten, ohne viel Worte zu machen, Gott hält seine schützende Hand über uns. Unser Vater im Himmel gibt seinen Kindern diese Sicherheit.

Irgendwann im Juli kam Schwester Ingeborg Schlenzog. Wir holten sie vom Flugplatz ab. Sie sollte in Zidim die Ambulanz aufbauen. Sie blieb aber vorerst in Maroua, um die Ful-Sprache zu lernen. Rudi gab ihr Unterricht. Sie machte schnelle Fortschritte, obwohl sie immer wieder an sich zweifelte. Wir mussten ihr oft Mut machen.

Vorsorgeuntersuchungen bei Schwangeren kannte man in der Zeit noch nicht. Kurz vor meinem Entbindungstermin bin ich in Maroua ins Krankenhaus gegangen. Dort arbeiteten zwei französische Ärzte. Es gab sogar eine Entbindungsstation. Ich wollte nur mit dem zuständigen Arzt sprechen und ihn fragen, ob ich eine deutsche Hebamme mitbringen dürfe, die mich bei der Entbindung mitbetreut. Der Arzt meinte nur: „Machen Sie doch eine Hausentbindung.“ Diesen Vorschlag nahm ich gerne an.

Schwester Ingeborg übernahm diese Aufgabe sehr gerne. Es war ihre erste selbständige Entbindung nach ihrem Hebammenexamen. Am 8. August morgens um 6 Uhr wurde unsere Claudia geboren. Ich höre noch Ingeborgs Ruf „ein Mädchen!“ Rudi musste assistieren. Er hatte sogar ein Entbindungsbett konstruiert. Auf zwei Holzböcken wurden Bretter gelegt und darüber eine in Maroua angefertigte Baumwollmatratze. Wir waren damals absolut nicht anspruchsvoll. Rudi nahm sich sogar Zeit, um Claudias ersten Schrei auf Tonband aufzunehmen. Ein Tonbandgerät hatten wir uns aus Deutschland mitgenommen.



Baby Claudia

Wieder muss ich von einer Bewahrung erzählen. Wir schliefen wegen der Hitze bei offenem Fenster. Mein Bett stand ganz nah am Fenster. In der Zeit hatte ich schon wegen der Kinder keinen festen Schlaf. Ich dachte immer, dass ich von verdächtigen Geräuschen schon aufwachen würde. Eines Morgens wollte Rudi sich anziehen. Er konnte seine Hose nicht finden. Während wir mit dem Suchen noch beschäftigt waren, klopfte der Gärtner an der Tür. Er hatte Rudis Hose im Garten gefunden. Das Portemonnaie war verschwunden. Ich vermisste meine Handtasche. Natürlich war darin auch ein Geldbeutel. Wir hatten nie viel Bargeld im Haus, darum war der Verlust nicht sehr groß. Ärgerlich war, dass Rudis Schlüsselbund auch verschwunden war. Am Schlüsselbund war auch ein Haustürschlüssel. Das Bewusstsein, dass der Dieb ganz nahe an meinem Bett durch das Fenster eingestiegen war, löste bei mir doch Herzklopfen aus. Wir wussten ja, dass sie immer mit einem Messer auf Diebestour unterwegs waren. Oft haben wir davon gehört, dass sie gleich zugestochen haben. Darum mussten wir nun bei geschlossenem Fenster schlafen. Einen kleinen Ventilator leisteten wir uns. Der brachte etwas Luft über unsere Köpfe. Diese Abkühlung war angenehm.

In den Monaten August und September war es dann durch die häufigen Regenschauer nicht mehr so drückend heiß. Aber die Luftfeuchtigkeit ist dafür höher. Darum schwitzt man eher. Wir liebten es, wenn die Regenschauer am späten Nachmittag kamen. Das bedeutete für uns einen ruhigen Nachtschlaf. Dann mussten wir uns sogar mit einem Bettlaken zudecken. Woldecken brauchten wir in Maroua nie. Die Stromrechnung einer Klimaanlage hätten wir nicht zahlen

können. Andere Europäer in Maroua verstanden nie, wie wir ohne Klimaanlage auskommen konnten.

Die hohe Luftfeuchtigkeit der Regenzeit brachte noch andere Probleme. Das Salz in der Küche wurde so feucht, dass man einen Salzstreuer nicht benutzen konnte. Viel Ungeziefer hatten wir durch die Luftfeuchtigkeit und die Grillen störten mich. Bei ihrem Lärm konnte ich nicht schlafen. Rudi lachte nur über mich, wenn ich vor dem Schlafengehen auf Grillenjagd ging. Es war gar nicht so leicht, sie zu finden. Nach einer Weile kannte ich ihre bevorzugten Ritzen. Mit Wasser und Stricknadel bewaffnet, schlich ich mich an, ich musste leise und vorsichtig sein. Hörten die Grillen Schritte, verstummten sie sofort, und ich wusste nicht, wo sich so eine laute Grille aufhielt. Ich nannte mich dann „amtlich geprüfter Grillentotschläger“.

Eine andere Grillenart saß in kleinen Erdlöchern vor unserem Haus. Sobald es dunkel war, machten sie einen ohrenbetäubenden Lärm. Mana und Mbrwi sind für mich dann auf Grillenjagd gegangen. Mit dieser Grillensorte hatten sie mehr Erfahrung.

Zu Beginn der Regenzeit hatten wir dann noch ein besonderes Schauspiel - die fliegenden Termiten. Sobald es dunkel war, wurden sie von jeder Lichtquelle angezogen. Bei uns brannte eine Lampe auf der großen Veranda. Sobald die Afrikaner bemerkten, dass die Termiten ausschwärmten, gossen sie Wasser auf den Zementfußboden der Veranda. Die Termiten flogen ins Licht und fielen dann zu Boden. Auf dem feuchten Boden konnten sie sich dann nicht mehr bewegen. Unsere Boys sammelten sie in ein Gefäß. Sie erklärten uns, dass sie die Flügel ausreißen würden und danach die Termiten im offenen Feuer rösten. Für die Afrikaner war das ein Leckerbissen.

Fledermäuse waren in unserem Haus absolut nicht beliebt. Sie saßen im Dachgeschoss. Abends konnte es geschehen, dass sie nicht den richtigen Ausgang nach draußen fanden. Dann kreisten sie vom Licht irritiert in unserem Wohnzimmer. Rudi hatte eine wirksame Waffe gefunden, sie zu schlagen. Die Waffe war unser Besen, mit dem er genau dann zuschlug, wenn so eine Fledermaus in der Umgebung des Wohnzimmers bei ihm vorbeikam. Das Zuschlagen musste blitzschnell geschehen. Eine gute Übung für das Reaktionsvermögen. Bei diesem Kampf bin ich immer nach draußen gegangen. Ich wollte nicht riskieren, dass so eine Fledermaus sich in meinen Haaren verfangt. Von meinem Beobachtungsposten sah es urkomisch aus. Rudi mit erhobenem Besen stand ganz konzentriert, um in Sekundenschnelle zuzuschlagen. Hatte er nicht getroffen, hieß es „auf ein Neues“. Später hat unser Hund bei so einem Kampf immer mitgeholfen. Das Schauspiel war dann noch spannender.

Nachts kam immer wieder aus dem Kinderzimmer ein Ruf „Fledermaus“. Dann waren die Kinder vom Kreischen einer Fledermaus in ihrem Zimmer wach geworden. Unser Haus hatte als Zwischendecke dünne Presspappe. In der Küche gab es einige Ecken, wo der Kot der Fledermäuse alles durchgeweicht hatte. Ich erinnere mich noch, dass ich in eine Wolke von Fledermauskot gehüllt war, wenn ich in der Küche stand, um Mahlzeiten vorzubereiten. Wir schickten immer wieder Mana auf den Dachboden. Er holte eimerweise den Kot vom Dachboden. Das musste aber immer wieder nach getan werden. Das Klügste wäre gewesen, die Zwischendecke zu erneuern, am besten aus einem stabileren Material, aber daran war nicht zu denken. Dazu fehlte das Geld. Der Aufbau der Stationen Dagai und Zidim hatten Vorrang.

In Deutschland hatte man immer noch nicht begriffen, dass wir regelmäßig Geld brauchten. In einem Brief am 6. September 1960 schreibe ich an meine Mutter: Seit dem 7. Juni haben wir kein Geld mehr bekommen. Seit Juni konnten an alle Missionare keine Gehälter mehr ausgezahlt werden. In den Lebensmittelgeschäften hatte man uns erlaubt, auf Pump einzukaufen. Rudi hatte beim Bankdirektor die Erlaubnis geholt, das Missionskonto überziehen zu dürfen. Da waren die Lehrer in Dagai, Helfer beim Bauen und unsere Hausboys, sie warteten auf ihre Löhne: Wie wir uns gefühlt haben, kann man kaum beschreiben.

Rudi begann wieder mit der Übersetzung der Ful-Bibel. Um sich sprachlich beraten zu lassen, hat er einen Muttersprachler gefunden, einen Koranlehrer aus dem Ort Balaza. Der Ort war ungefähr 15 km von Maroua entfernt. Der Koranlehrer kam gerne zu Rudi. Er freute sich darauf, die Arbeit mit einem Gebet zu beginnen. Erstaunt war er, dass er in seiner Muttersprache beten durfte. Bisher wurde ihm gelehrt, nur in arabisch beten sei gültig, weil Gott diese Sprache liebt. Er betete mit Rudi zusammen. Erstaunlich war für Rudi, dass er zu Jesus Christus betete. Rudi hatte viele

Jahre sein Dorf einmal in der Woche besucht. Vor den muslimischen Dorfbewohnern konnte er ungehindert das Evangelium verkünden. Was aus diesen Menschen geworden ist, weiß Gott allein.

Wir nahmen auch bald wieder Kontakt zu der Nachbarmission auf. Aus der Zeit in Dagai kannten wir Missionare uns schon. Die Station Djarengol bestand schon sehr lange. Noch vor dem Zweiten Weltkrieg hatte der Missionar Roulet diese Station aufgebaut. Es war der Missionar, der das Neue Testament schon lange in das nicht für alle verständliche Maroua-Ful übersetzt hatte. Jetzt waren in Djarengol Schweizer Missionare von der Sudan-Mission (SUM). Djarengol ist ein Vorort von Maroua. In der Stadt selbst hatten sie schon lange ein kleines Kirchengebäude. Zu der Zeit fanden Sonntag morgens immer Gottesdienste statt. Zuerst ein Gottesdienst in der Ful-Sprache und danach ein Gottesdienst in Französisch. In Maroua selbst lebten viele Afrikaner aus dem Süden Kameruns. Es waren Verwaltungsangestellte, Lehrer und auch Geschäftsleute. Weil sie alle eine Schule besucht hatten, sprachen sie gut Französisch mit einem westafrikanischem Akzent. Rudi ließ sich in diese Gottesdienstarbeit gleich mit einplanen. Sie teilten sich die Gottesdienste in vierzehntägigem Rhythmus ein. All die Jahre bestand eine gute Zusammenarbeit mit den Schweizer Missionaren.

Anfang September habe ich wieder mit einer Leseklasse begonnen. Einen Babysitter brauchte ich nicht. Baby Claudia war im Kinderwagen immer neben mir. Wir hatten zu der Zeit noch keine geeigneten Räumlichkeiten. So stellten wir Stühle auf die Veranda, aber weit auseinander. Darüber legten wir ein Brett, fertig war eine Bankreihe.

Es sprach sich schnell herum, dass man zu uns kommen konnte, um Lesen und Schreiben zu lernen. Rudi war fleißig gewesen, darum lagen uns schon Evangelien in der Ful-Sprache vor. Daraus machten wir unsere Lese- und Schreibübungen.

Zum Entstehen dieser Evangelien muss ich noch etwas schreiben. Rudi machte seine Übersetzungen handschriftlich. Danach wurde es auf einer Schreibmaschine abgetippt, dann folgte das Korrekturlesen. Anschließend konnten die Texte auf Matrizen abgetippt werden. Wir hatten einen Vervielfältiger für diese Matrizen. Für jedes Textblatt musste man ein Mal die Kurbel drehen. Diese Arbeit habe ich Rudi abgenommen. Dann kam der nächste Schritt. So ein Evangelium hat ja viele Seiten. Jede Seite eine Matrize. Bei 50 Exemplaren kann man ausrechnen, wie lange ich gekurbelt habe. Danach wurden alle Seiten auf dem Tisch oder auf dem Boden ausgelegt. Hatte man 40 Seiten, lagen dann in unserem Wohnzimmer 40 Stapel. Dann wurde zusammengestellt. Vorne mit Seite 1 fing man an, je ein Blatt, bis Blatt 40 erreicht war. Und noch einmal von vorne. Es dauerte, bis 50 Exemplare gebündelt werden konnten. Wir waren immer stolz, wenn wir wieder ein neues Evangelium zusammengestellt hatten. Diese Arbeit ist im Computer-Zeitalter nicht mehr vorstellbar. Die Afrikaner kauften diese kleinen Hefte gerne ab. Kostenlos gaben wir nichts weiter. Der Preis betrug aber kaum die Herstellungskosten.

In der Leseklasse machten mir auch Mbirvi und Mana viel Freude. Sie konnten schon bald fließend lesen. Auch beim Schreiben machten sie große Fortschritte, hatten aber Schwierigkeiten, leserlich zu schreiben. Da erst wurde mir bewusst, dass Erwachsene mehr üben müssen, wenn sie als Kinder ihre Feinmotorik nicht geübt haben. Diese Leseklasse machte ich an zwei Nachmittagen pro Woche.

Bald übte ich auch Diktate mit ihnen. Gemeinsam haben wir uns über ihre Fortschritte gefreut. Wie in Dagai fielen mir bald Begabungen bei den jungen Männern auf. Diese Begabten habe ich auch gefördert. Ihren Werdegang dann zu begleiten, war sehr schön. Nach einigen Jahren wurden aus dieser Klasse in der später aufgebauten Bibelschule Katechisten ausgebildet. Sie gingen in ihre Dörfer zurück und bauten dort Gemeinden auf.

An einem Nachmittag in der Woche lud ich dann auch die Frauen von den Kamerunern aus dem Süden ein. Mit ihnen sprach ich nur französisch. Auch diese Frauen hatten die Schule besucht und sprachen gut französisch. Mit ihnen habe ich gehandarbeitet. Sie freuten sich, wenn ich ihnen beim Nähen oder Stricken half. Gekocht habe ich mit ihnen auch. Für alle Rezepte nahm ich nur Produkte des Landes. Sie waren erstaunt über die großen und vielen Variationsmöglichkeiten. So einen Nachmittag schloss ich dann mit einer Bibelarbeit ab. Natürlich hatten die Frauen auch ihre Kinder mit dabei. Allerdings habe ich in Erinnerung, dass die Kinder nie gestört haben. Ganz ruhig spielten sie miteinander.

Da die Strassen jetzt wieder passierbar waren, fuhr Rudi nach Dagai, um mit Artur die ersten Christen dort für deren Taufe vorzubereiten. Inzwischen hatte Rudi eine Glaubenslehre in Ful geschrieben. Das „Ekkinol-nuddinki“ hatte 79 Seiten; Natürlich genauso hergestellt wie die Übersetzungen zur Ful-Bibel, also handschriftlich, auf der Schreibmaschine abgetippt, Korrektur gelesen, auf Matrize geschrieben, Matrizen in den Vervielfältiger, in unserem Wohnzimmer Blätter ausgebreitet, Heft für Heft zusammengelegt.

Sechs junge Männer aus Dagai, sowie Mana und Mbrwi wurden am 23. Oktober 1960 getauft. Rudi schreibt in einem Brief nach Deutschland: Wir konnten die erste Gemeinde unserer Mission gründen. Die Taufe fand in dem Regenzeitfluss „Mayo Dagai“ statt. Der Fluss hatte sich schon zum größten Teil verlaufen, aber ein großes Wasserloch war uns noch geblieben. Die Sonne strahlte vom Himmel, ringsum auf den Felsen und am Ufer standen die Zuschauer und staunten die Weißgekleideten an. Die ersten getauften Christen erhielten die Namen der Jünger Jesu: Petrus, Jakobus, Johannes Matthäus, Philippus und Andreas. Unsere beiden Boys hießen jetzt David-Mbrwi, Daniel-Mana. Alle diese jungen Männer übernahmen danach wichtige Aufgaben beim Aufbau der Gemeinde.



Erste Taufe in Dagai

An der Taufe konnte ich auch teilnehmen. Rudi holte mich mit dem Landrover ab. Schwester Ingeborg Schlensog blieb in Maroua, um das Baby Claudia zu betreuen. Für Matthias und Thomas war die Autofahrt natürlich spannend. Die Strassen waren vom Regen sehr beschädigt, die Flussübergänge waren noch nicht erneuert. Der schwierigste Fluss war der Mayo-Luuti. Er hatte am Übergang noch viel fließendes Wasser. Rudi hatte Übung, schlammige Strassen zu passieren. Beim Mayo-Luuti mussten wir aussteigen. Die Afrikaner schoben das Auto durch den Fluss. Die Kinder wurden von den Afrikanern auf den Schultern getragen. Ich musste durch wenigstens 50 cm hohes Wasser waten. Das Schauspiel, wie die Afrikaner den Landrover durch den Fluss schoben, war natürlich spannend für unsere kleinen Jungen. Ich selbst war aber auch froh, als wir alle das jenseitige Ufer erreicht hatten. Der nächste Übergang war der Mayo Dagai. Er hatte aber glücklicherweise nicht mehr so viel Wasser. So konnten wir mit den Afrikanern, Gerdawischkes, Schwester Lisbeth und Schwester Ingeborg Gruppe das Tauffest feiern. Erst in der Dunkelheit waren wir schließlich in Maroua zurück.

Danach konnten wir in Maroua auf unserem Gelände Einiges verändern. Zuerst wurde das schon vorhandene Werkstattgebäude umgebaut. Der andere Teil wurde durch eine Trennwand umgebaut zu einem Versammlungsraum. Nur der hintere Teil blieb als Werkstatt erhalten. Wir kauften für den Versammlungsraum Tische und Stühle und für mehrere Reihen Bänke. Das alles konnten wir in Maroua kaufen, darum war es erschwinglich.

Jetzt konnte ich sonntags mit der Kinderarbeit beginnen. Aus der anfangs kleinen Gruppe wurden bald 70 bis 80 Kinder. Gegen Mittag, wenn die Kinder fort waren, konnte ich kaum noch sprechen, ich war fast heiser. Die afrikanischen Kinder waren in dieser Zeit nicht diszipliniert. Still sitzen und zuhören kannten sie nicht. Wie ich das alleine geschafft habe, weiß ich bis heute nicht mehr. Die Kinder kamen gerne, beim Singen der Lieder waren sie begeistert dabei. Ich weiß nicht

wie, aber sie merkten sich die biblischen Geschichten. Wenn ich am folgenden Sonntag die Bibelgeschichte wiederholen ließ, konnten sie mir alles nacherzählen. Sie hatten trotz aller Unruhe zugehört. Darum habe ich diese Arbeit mit Freude weitergemacht.

Bei der Vorbereitung für die Kinderstunde hatte ich meinen intensivsten Sprachunterricht. Für den Alltag konnte ich wohl ausreichend Ful. Ich konnte mich mit den Afrikanern schließlich auch nur in ihrer Sprache verständigen. Das reicht aber nicht, um eine biblische Geschichte zu erzählen. Darum habe ich dann meine Erzählung in Ful aufgeschrieben und gab es Rudi zur Korrektur. Meinen Sprachexperten hatte ich ja in meiner Nähe. Rudi korrigierte meinen Aufschrieb, danach sprach ich mit ihm diese Korrekturen durch. In der ersten Zeit habe ich die biblische Geschichte den Kindern nur vorgelesen. Doch bald konnte ich frei erzählen und auch frei in Ful beten. Meine aufgeschriebene Geschichte war bald nur Konzept. Matthias, Thomas und Baby Claudia waren immer mit dabei.



Die „Sonntagsschule“ in Maroua

Nach der Sonntagsschule blieben viele Kinder noch auf unserem Gelände, um zu spielen. Sie hatten ja ausreichend Platz auf der Missionsstation. Unsere Jungen fanden dadurch viele gute Spielgefährten. Mit ein Grund, warum unsere Kinder fast nur Ful sprachen. Deutsch verstanden sie, weil wir als Eltern nur Deutsch mit ihnen gesprochen haben. An den Werktagen kamen regelmäßig afrikanische Kinder, um mit Matthias und Thomas zu spielen. Unsere Kinder sind in einer großen Freiheit aufgewachsen.

Nach dem Umbau des Versammlungsraums führte Rudi auch für unser Wohnhaus einen Umbau durch. Den hinteren Teil der Veranda wollte er zu einem Büro umbauen. Er zog zwei Wände hoch und ließ Raum für zwei Fenster, um genügend Luftzirkulation zu haben. Damit waren schon einmal zwei Außentüren in diesen Raum mit einbezogen. Rudi hatte nun ein großes Büro und dazu ein großes Kinderzimmer dazu gewonnen. Solche „kleinen“ Umbauten machte Rudi mit afrikanischen Arbeitern. Unseren Bauingenieur konnte er dafür nicht einsetzen. Fritz Borchers hatte ausreichend Arbeit in Zidim und Dagai. Wenn die Zeit einmal drängte, fuhr Rudi auch dorthin, um unserem Bauingenieur zu helfen.



Rudis Arbeitszimmer in Maroua

In Maroua wohnten wir fast schon ein Jahr. Die Einwohner Marouas sind die Fulbe, eine islamisierte Volksgruppe, die ursprünglich aus Nordafrika eingedrungen waren und die ansässigen Stämme unterworfen hatten. Wir wollten auch zu ihnen Kontakte aufbauen. Rudi begann eine Hausversammlung mitten in der Stadt. Dort wohnte ein alter Bekannter von uns. Wir kannten Katccalla schon von Dagai her. Er war der Bote des Laamido von Maroua. Uns verband seitdem eine gute Freundschaft. Katccalla wurde bei einem Rennen vom Pferd geworfen. Ihm ging es sehr schlecht. Er hatte sich ein Bein gebrochen. Darum ließ er Rudi rufen. Rudi besuchte ihn immer wieder. Er begann den Leuten die Evangelien vorzulesen. Dazu wurden die Nachbarn eingeladen. Die Fulbe bewohnten in der Zeit nur runde, strohgedeckte Lehmhütten. Somit erreichte man die Nachbarn schnell. Den Nachbarn auf der gegenüberliegenden Straßenseite wollte Rudi auch einladen. Katccalla meinte nur: „Der kommt nicht, er ist Koranlehrer.“ Rudi beschloss daraufhin, laut zu lesen, so dass besagter Mann doch hören konnte. Und siehe, nach ein paar Minuten packten ihn die Worte der Bergpredigt so sehr, dass er aus der Reserve gelockt worden war und sich zu den anderen setzte. Wieder muss ich sagen, dass wir nicht wissen, was aus allen geworden ist, die die Botschaft gehört haben. Das weiß Gott allein. Dieser Koranlehrer wurde später Rudis einheimischer Sprachberater bei der Bibelübersetzung, denn der vorige Muttersprachler und Koranlehrer aus Balaza konnte den weiten Weg später nicht mehr machen.



Rudi mit dem Sprachexperten bei der Übersetzung

Inzwischen hatte Rudi auch erfahren, warum in Balaza niemand eine offene Entscheidung für Jesus traf, um sich dann zur Taufe zu melden. Vor vielen Jahren hatte ein Missionar der Sudanmission die ersten Kontakte im Dorf Balaza. Etwa 40 Leute kamen regelmäßig zu den Versammlungen, 15 wollten ganze Sache machen und sich taufen lassen. Der damalige Laamido von Maroua musste davon gehört haben. Er ließ diese 15 Leute mit einem Lastwagen abholen und ließ sie fünf Tage lang ohne Essen einsperren. Was nach diesen Drohungen noch mit ihnen geschehen ist, weiß kein Mensch. Die meisten von diesen Männern sind aus dem Dorf fortgezogen. Sie wollten und konnten die Repressalien der Behörden nicht mehr ertragen.



Leseunterricht

Die Anfänger der Leseklasse konnte ich bald David und Daniel überlassen. Sie hatten mit ihren Leuten mehr Geduld als ich. Ich wurde immer wieder gefragt, ob ich denen, die schon lesen und schreiben konnten, noch etwas Französisch beibringen könnte. Dabei habe ich mich aber mehr auf das Lesen und Sprechen konzentriert. Rechtschreibung wäre noch zu schwer gewesen.

Durch die Entlastung hatte ich den Freiraum, eine Frauen - und Mädchenarbeit in Ful zu beginnen. Bald schon kamen viele Frauen und Mädchen. Zuerst gab ich ihnen Lese - und Schreibunterricht. Einige der Frauen konnten schon lesen und schreiben, sie wollten aber gerne mehr Übung bekommen, damit sie besser die Evangelien lesen konnten. Diese Frauen waren Christinnen und auch schon getauft. Ihre Männer gehörten schon lange zur Gemeinde. Ich erinnere mich noch an diese Frauen. Sie hatten schulpflichtige Kinder, die in Maroua zur Schule gingen. Ich konnte noch miterleben, wie Söhne aus diesen Familien ihr Abitur machten.

Viel Freude hatten die Frauen und Mädchen, wenn ich mit ihnen gehandarbeitet habe. Wir haben Blusen und Röcke genäht, die sie mit Stolz auch anzogen. Natürlich hatten sie keine Nähmaschine, alles wurde von Hand genäht. Matale hatte viele Kinder, einige gingen schon zur Schule. Jetzt war sie wieder schwanger. Ich habe ihr meinen Kinderwagen geschenkt. Claudia war inzwischen schon so groß, dass sie laufen konnte. Mit Stolz führte sie mir bald ihr Baby im Kinderwagen vor. Der Kinderwagen war eine Attraktion in ihrem Wohnviertel. Mich verband eine liebe Freundschaft mit Matale. Gerne denke ich noch an sie.



Auch Erwachsene besuchen die Sonntagsschule

Seit einigen Wochen war unsere Werkstatt auch bestens ausgestattet. Wir wussten von einem französischen Schreiner in Ngaoundéré, der wieder in seine Heimat wollte. Seine Maschinen bot er zu einem günstigen Preis an. Diese Maschinen holten unser Bauingenieur und Artur Gerdawischke mit einem Lastwagen ab. Beide hatten eine abgeschlossene Ausbildung als Schreiner. Beide kamen immer wieder nach Maroua, um Holz für den Dachstuhl zuzuschneiden und Türen herzustellen. Später fertigten sie für unsere Wohnungen auch Möbel an. So kamen wir doch noch zu geschlossenen Kleiderschränken, die für Mäuse tabu waren. Welch ein Fortschritt!!

Unsere Kinder liebten die Regenzeit. Sobald der Regen begann, zogen sie sich eine Badehose an und liefen auf den großen Hof. Den Kopf hielten sie hoch und spürten, wie die Regentropfen in ihren geöffneten Mund fielen. In großen Pfützen stapften sie mit Vergnügen. Wie warm es noch bei solchen Regen blieb, schreibe ich in einem anderen Brief: „Gerade hat es sich nach einem Regenschauer wunderbar abgekühlt. Wir haben im Haus nur noch 30° C.“ Die Kinder mussten aber nach einer Weile wieder etwas Trockenes anziehen. Unterkühlung ist auch bei diesen Temperaturen nicht möglich.



Regenzeitvergnügen für Kinder

Nun eine afrikanische Liebesgeschichte: Unser Daniel-Mana hatte sich verliebt, er wollte das Mädchen gerne heiraten. Leider war sie eine Tochter von Nai, dem Orakelleser nahe der Missionsstation von Dagai. Nai wollte seine Tochter keinem Christen geben. Daniel führte Verhandlungen mit Nai, der sich aber nicht umstimmen ließ. Wir wussten von Daniel, dass Kilwi, so hieß das junge Mädchen, auch in Daniel verliebt war. Eines Tages erschien Kilwi ganz allein auf unserer Station. Wie hatte sie den Weg gefunden? Sie hatte Dagai noch nie verlassen. Maroua kannte sie nur vom Hörensagen. Wir kümmerten uns um eine Unterkunft für Kilwi bei afrikanischen Freunden. Bald schickte Nai einen seiner Söhne zu uns, um Kilwi zum Vater zurückzubringen. Von Kilwi wussten wir, dass er seine Tochter an einen alten reichen Mann verheiratet wollte. Darum war sie auch Hals über Kopf nach Maroua aufgebrochen. Wir haben dem Sohn nur gesagt, er solle seinem Vater ausrichten, gegen Kilwis Willen würden wir sie nicht gehen lassen. Immer wieder kam einer von Nais Söhnen mit der gleichen Forderung. Einer der Söhne erzählte uns, sein Vater würde nicht selbst kommen, weil das Orakel ihm diese Reise verboten habe. Solch ein Orakel hat uns sogar beruhigt. Irgendwann hat Nai wohl eingesehen, dass er seine Tochter nicht zurückbekommen würde. Darum haben wir überlegt, wie wir für eine Heirat sorgen könnten. Vor dem Standesamt konnten sie nicht heiraten, weil die Einwilligung des Vaters fehlte. Wir Missionare brauchten für die beiden eine Idee, weil auch wir keine standesamtliche Trauung durchführen durften. Darum baten wir afrikanische Freunde, mit den beiden zu beten und sie zu segnen. Macht auch ein kleines Fest, haben wir nur geraten. So gründeten Daniel und Kilwi eine Familie und wohnten auf unserer Station. Platz war genügend vorhanden.

Regelmäßig trafen wir Missionare uns zur Jahreskonferenz und auch zu Festen. In Maroua war ausreichend Platz. Darum lag die ganze Organisation immer in meiner Hand. Weihnachten habe ich viel gebacken. Die Boys staunten über die Vielfalt des Weihnachtsgebäcks. Ganz besonders freuten sich unsere Missionarskollegen. Der Kreis wurde immer größer. Weihnachten 1960 kam Fritz

Börchers aus dem Urlaub zurück. Er brachte seine Frau Ellen mit. Sie wohnten zuerst in dem schon erwähnten ovalen Bau. Dort wurde ihre erste Tochter geboren.

Inzwischen gab es mit Eichenbergers „Sudan-Mission“ und Rudi Verhandlungen mit den Behörden, weil wir in Mokolo ein Gymnasium aufbauen wollten. Die Schule sollte von beiden Missionen getragen werden. Von unserer Mission sollten dort Janine und Edouard Somerville als Lehrer unterrichten.

Im Mai 1961 fuhr Rudi nach Ngaoundéré, um die Psalmen, die er übersetzt hatte, im Übersetzungskomitee durchzusehen. Außerdem wollten sie ein gemeinsames Liederbuch zusammenstellen. In einem Brief schreibe ich über dieses geplante Liederbuch: „Ich glaube nicht, dass sie zu diesem gemeinsamen Liederbuch kommen. Aber man muss es ja versuchen. Rudi ist nämlich unter die Liederdichter gegangen, vielmehr zum Lieder-um-Dichter. Manchmal sitzt er an unserem kleinen elektrischen Klavier (Errungenschaft aus Deutschland) und spielt bestimmte Ful-Lieder. Dann platzt seine poetische Ader, er schreibt, denkt nach, spricht laut vor sich – ta – ta – tata – tatata“.

Erst als Rudi mir erklärte, dass Melodie- und Textrhythmus übereinstimmen müssen, verstand ich seine Versuche. Wir wussten, dass in dem vorhandenen Liederbuch Miss Christiansen Kirchenchoräle in Ful übersetzt hatte. Mit einer besonderen Vorliebe für Molltonarten. Die Nordkameruner konnten unsere Melodien aber nicht singen, weil sie an ihre 5 -Ton-Musik (Pentatonik) gewöhnt waren, die keine Halbtonschritte kennt. Für sie ist es unmöglich, Molltonarten richtig zu singen. Rudi versuchte, diese Lieder anders zu übersetzen. Melodie - und Textrhythmus sollten übereinstimmen. Mit diesen Versuchen ging er in die Liederkommission. Miss Christiansen nahm ihn auch sofort beiseite mit den Worten: „Diese Lieder habe ich mir vom Heiligen Geist schenken lassen...“, sie wolle darum nicht, dass etwas daran verändert würde. Rudi hat ihr nur geantwortet, es komme nicht nur auf den Heiligen Geist an, sondern auch auf einen korrekten Rhythmus. Diesen Satz werde ich später noch einmal kommentieren.

In dieser Regenzeit bekamen die Kinder Windpocken. Thomas hatte als erster diese Infektionskrankheit, Matthias und Claudia folgten. Bei der Hitze entzündeten sich die Pocken und eiterten. Matthias hatte es am schlimmsten getroffen, besonders auf seinem Rücken. Abends rief ich dann: „Antreten zum Verpflastern.“ Auf die entzündeten Pocken habe ich einzeln Penicillin – Salbe auftragen müssen und ein Pflaster darüber geklebt. Auf Matthias Rücken bildete sich ein dicker Forunkel, der im Krankenhaus vom Arzt aufgeschnitten werden musste. Durch das viele Schwitzen wurde alles so schlimm. Afrika!

Nach einigen Wochen bekamen alle drei Kinder nacheinander die Masern. Auch diese Infektionskrankheit war im heißen Klima viel bedrohlicher als in Europa. Unsere Kinder hatten mit 40° C sehr hohes Fieber. Das erforderte viele Tage Einsatz der Krankenschwester-Mama. Matthias erwischte es wieder am schlimmsten. Einmal kollabierte er und bekam Krämpfe. Wir hätten die Ärzte des Krankenhauses erreichen können. Das war aber ein langer Weg. Mit dem Auto zum Krankenhaus dauerte es zehn Minuten. Hätten wie einen Arzt zu uns ins Haus holen wollen, hätte es bis zurück zur Station 20 Minuten gedauert. Ein Telefon hatten wir damals in Maroua nicht. Darum entwickelten wir in dieser Situation noch ein anderes Verständnis von Notfallmedizin: wir baten Gott um Hilfe, er sorgt für uns.

Die Schwestern auf unseren Krankenstationen befürchteten immer eine Masernepidemie. Die hatte ganz andere Ausmaße als bei den europäischen Kindern,. Weil diese Kinder fast alle unterernährt waren, konnte eine Masernerkrankung tödlich enden. Kinder werden mit zwei Jahren abrupt abgestillt, und sofort bekamen sie den schweren Hirsebrei, wenig Fleisch, kaum Gemüse. Darum bereiteten die Schwestern für die erkrankten Kinder Milch und Milchreis vor. Oft kamen die Mütter zu spät, die Kinder waren so apathisch, dass sie keine Nahrung mehr zu sich nehmen konnten.

Da das Geld aus Deutschland endlich „etwas“ regelmäßiger kam, konnten wir auch besser planen. Wir bauten ein geräumiges Gästehaus. Das Haus hatte drei separate Zimmer: ein Wohnzimmer, eine große Küche, Dusche und WC. Beim Bau half Rudi fleißig mit, obwohl Fritz Börchers hauptverantwortlich dafür war. Türen und die wichtigsten Möbel wurden in der eigenen Werkstatt hergestellt und auch Artur als gelernter Schreiner half mit. Die Zwischendecke in

unserem Wohnhaus wurde dann auch erneuert. So konnten wir „ungestört“ in unserer Küche das Essen zubereiten.

In einem Brief vom 27. August 1961 schreibe ich: „Wir sind jetzt auf den Hund gekommen. Die Kinder sind natürlich ganz begeistert.“ Rudi hatte ein drei Monate altes Hundebaby aus Garoua mitgebracht. Ein Mischlingshund, seine Mutter ein Boxer, der Vater ein Schäferhund. Strolch wurde der beste Freund unserer Kinder. Ich fühlte mich jetzt sicher. Strolch schlief immer in unserer Wohnung. Einen Fehler hatte das Tier, er war ein Rassist. Wenn Afrikaner auf unser Gelände kamen, verbellte er sie und sprang sie an. Europäer begrüßte er nur mit Schwanzwedeln.

Schwester Ingeborg Schlensog war schon seit einiger Zeit in Zidim, um die Ambulanz dort aufzubauen. Sie musste zuerst auch sehr bescheiden wohnen, ehe ein Haus gebaut und bewohnbar war. Nun erwarteten wir eine weitere Diakonisse für die Krankenarbeit. Im September 1961 kam Schwester Ingeborg Janke nach Maroua. Inzwischen gab es unter uns vier Mal Ingeborg. Es blieb uns nichts anderes übrig, als immer den Nachnamen mitzunennen. Schwester Ingeborg Janke musste zuerst auch in unserem Wohnzimmer übernachten, andere Wohnmöglichkeiten waren noch im Rohbau. Sie sollte aber erst in Maroua bleiben, um ausreichend Zeit fürs Erlernen der Ful-Sprache zu haben. Nach einiger Zeit konnte Ingeborg Janke auch ihre Wohnung beziehen. Zum Essen kam sie aber weiterhin zu uns, weil sie nur ein Zimmer mit Dusche und WC bewohnte.

Noch im September kam wieder das Übersetzungskomitee zu uns. Es war nur eine verkleinerte Gruppe. Das Komitee bestand dieses Mal aus Leslie Stennes und Rudi. Dabei blieb es dann die folgenden Jahre. Jetzt wollten sie den Rest des Neuen Testaments durchsehen. Das sollte möglichst bald der Bibelgesellschaft vorgelegt werden können. Die beiden arbeiteten in unserem Versammlungsraum. Dort schlief Leslie Stennes auch. Beide hatten die Texte mit der Schreibmaschine abgetippt vor sich liegen. In diese Konzepte trugen sie ihre Korrekturen ein. Danach musste nochmals alles sauber abgetippt werden. Wie oft hat Rudi wohl alle übersetzten Bibeltexte „abgeschrieben“ und wieder mit allen Korrekturen abgeschrieben? Rudi kannte die Bibel. Später kamen dann von den Druckereien Vorlagen, die Korrektur gelesen werden mussten.

Im Dezember 1961 kamen Heide und Bernd Jansen nach Maroua. Sie sollten in Zidim arbeiten. Somervills gingen nach Mokolo, um dort mit Eichenbergers das Gymnasium aufzubauen. Das Gästehaus war aber inzwischen soweit fertig, dass Jansens sofort dort einziehen konnten. Somit hatte Rudi jetzt drei Missionaren Sprachunterricht zu geben. Unsere kleine Claudia freundete sich sofort mit Heide an. Heide hatte aber auch eine Begabung, mit Kindern umzugehen. Ich selbst freundete mich auch mit Heide an. Wir verstanden uns sehr gut. Wenn wir beide zusammen waren, hörte man uns schon von weitem lachen. Mir wurde wieder einmal bewusst: Missionare ohne Humor halten die Einsamkeit nicht durch.

In einem Brief schreibe ich: „Weihnachten haben wir mit Jansens zusammen gefeiert. Da sie beide musikalisch sind, haben wir tüchtig miteinander musiziert und gesungen. Die Weihnachtslieder erschallten vierstimmig. Heiligabend hatten wir gegen 16.00 Uhr eine kleine Feier für sie vorbereitet. Die Feier fand natürlich in unserem Haus statt. Als all die Afrikaner ihre Weihnachtslieder anstimmten, wurde mir recht weihnachtlich zumute. Die Afrikaner aus dem Süden singen immer mehrstimmig. Wenn sie so melodisch und mit Begeisterung singen, wird einem gleich warm ums Herz. Unsere Kinder waren sehr geduldig, sie konnten ruhig abwarten, bis ihre Bescherung kam. Am Weihnachtsmorgen sind wir gemeinsam zum Gottesdienst gefahren. Rudi hatte den Gottesdienst zu leiten. Am Nachmittag machten wir einen schönen Spaziergang. Zum Abendbrot hatten wir den Tisch festlich gedeckt. Bei Kerzenschein saßen wir bei Tisch. Das ist dann doch eine andere Atmosphäre, weil erst einmal die Temperaturen höher sind als in Deutschland.“



Das Dorf der Bibelschüler

Seit Januar 1962 war eine Bibelschule in Djarengol in Betrieb. Die Arbeit machten wir gemeinsam mit den Missionaren von der Sudan-Mission. Bis zum Beginn der Regenzeit sollte jeweils der Unterricht stattfinden. Die jungen Männer kamen mit ihren Familien. Das Nötige für ihren Lebensunterhalt brachten sie selbst mit. Für jede Familie stand eine Rundhütte zur Verfügung. Der Unterricht fand in zwei Räumen statt. Zwei Gebäude waren dafür gebaut worden. In der Regenzeit sollten sie alle wieder in ihre Dörfer zurück, damit sie ihre Felder bestellten, um vorzusorgen für das nächste Bibelschuljahr. Schulgeld mussten sie nicht zahlen, dafür mussten sie sich aber selbst versorgen. Auch hier galt unser Prinzip, dass sie als Christen unabhängig von der Mission werden sollten.



Bibelschule Djarengol

Der Garten brachte uns das ganze Jahr über frische Sachen. Vor allem Kopfsalat, Tomaten und Gurken. In der Regenzeit wuchsen auch Bohnen. Für Erbsen war es zu warm. Abdallah hatte sogar eine bescheidene Spargelernte geschafft.

Die Wasserrechnung war uns aber immer noch zu hoch. Darum wurde ein Brunnen gegraben, den wir ziemlich tief graben mussten. Der Brunnen wurde gut abgesichert: Zuerst eine Mauer und dann eine Abdeckung mit einem Holzdeckel. Abdallah musste nun eimerweise das Wasser hochziehen. Kein Problem für Afrikaner. Sie kannten doch kein fließend Wasser.

Matthias erklärt viele Wochen vor seinem sechsten Geburtstag, dass er dann zur Schule gehen würde. Wir schenkten ihm zum Geburtstag eine Schultasche und machten uns mit ihm auf den Weg. Wir wollten ihn beim Wort nehmen. Der Weg war nicht weit; einmal quer über ein großes Feld, für Erwachsene ein Weg von fünf Minuten. Thomas ging natürlich auch mit. Wir meldeten uns bei der Verwaltung der Schule. Die leitende Französin hatte gleich Zeit für uns. Sie meinte zu uns, die europäischen Kinder würde sie in die Mädchenschule bringen. Dort sei es ruhiger, die Mädchen seien auch fleißiger. Das Problem jedoch war, dass das Schuljahr schon vor drei Monaten begonnen hatte. Die Schulleiterin meinte aber, das würde Matthias schon aufholen. Matthias hatte aber noch ein weiteres Problem: Er konnte kein Französisch. Dann sah die Leiterin Thomas an und empfahl uns, ihn in die Vorschulklasse zu geben. Somit hatten wir gleich zwei Schulkinder. Ful

konnten sie ja beide, die Schulkameradinnen auch. Darum waren diese Mädchen zu Beginn Dolmetscher zwischen Schüler und Lehrer. Die Lehrer kamen aus dem Süden Kameruns. Wir waren nur erstaunt, wie schnell beide Söhne Französisch gelernt haben. Wenn wir zu Hause mit ihnen Französisch üben wollten, streikten sie. Es kam aber immer wieder vor, dass sie ein französisches Wort oder einen Begriff nannten und uns in Deutsch fragten, was dieses französische Wort bedeute. Wenn wir es ihnen übersetzt hatten, antworteten sie nur: „haben wir uns doch gleich gedacht“. So erlebten wir, wie schnell Kinder Sprachen lernen. Sie unterschieden genau: mit den Eltern Deutsch, beim Spielen mit den afrikanischen Kindern Ful und nur in der Schule Französisch.

Im Unterrichtsprogramm waren nachmittags auch noch zwei Stunden Unterricht vorgesehen. Ich behielt sie aber zu Hause. In dieser Zeit habe ich mit ihnen Deutsch gelesen, geschrieben und Diktate gemacht. Ich hatte nicht den Eindruck, dass sie überfordert waren.

In der Weihnachtszeit 1962 hatten wir den ersten Besuch eines Komiteemitgliedes aus Deutschland. Herbert Mascher besuchte uns. Es war für alle Missionare eine große Enttäuschung. Für so eine Aufgabe benötigt man doch Flexibilität und ein Erfahrung im Umgang mit Menschen und Einfühlungsvermögen. Das besaß er unseres Erachtens nicht. Er war ein Mann um die 60 und hatte festgelegte Vorstellungen und Prinzipien. Er verzichtete darauf, von Mitarbeitern sich informieren zu lassen und bildete sich seine Meinungen im Vorfeld anhand seines eigenen starren Weltbildes. In einer Unterredung mit mir, brachte er seine Art, mit Vorurteilen zu argumentieren einmal auf sehr eigentümliche und schroffe Weise zum Ausdruck. Für mich wirkte es wie ein „Hammer“: Die Entwicklung der Kinder mache ihm Sorge. Unsere Jungen seien doch geistig zurückgeblieben. Ich dachte damals: „Bam“. Erst im nächsten Heimaturlaub wurde uns klar, warum er sich so geäußert hatte. Von der Missionsleitung war vorgesehen, dass wir unsere Kinder in das Waisenhaus Auerbach an der Bergstraße geben sollten. Dieses Haus gehörte den Baptisten. Wir haben uns in Auerbach alles pflichtschuldig angesehen. Die Heimleiterin war eine liebe mütterliche Frau aber ich kam zu dem Schluss: In Afrika sind unsere Kinder in einer großen Freiheit aufgewachsen, soll ich sie nun hier abgeben? In Auerbach werden sie eingeeignet, müssen sich allen Anordnungen fügen. Nein, für mich stand fest, meine Kinder gebe ich nicht in fremde Hände. Sie sind mir von Gott anvertraut, das ist meine Aufgabe. Das löste natürlich viele Diskussionen aus. Aber mein Entschluss stand dennoch fest. Rudi wusste genau: Wenn seine Frau eine so wichtige Entscheidung getroffen hatte, blieb sie auch dabei. Somit sahen die frommen Komiteemitglieder sich einem Elternpaar gegenüber, dass sich nicht umstimmen ließ.

An den Besuch Dezember 1962 von Herbert Mascher hatten wir trotzdem große Erwartungen verknüpft. In dieser Zeit gab es viele Differenzen unter den Missionaren, die aber nie offen voreinander ausgetragen wurden. Darum dachten wir, dass er als Außenstehender und Leiter sich alle Vorwürfe bei den jeweiligen Stationsbesuchen einmal anhören würde, um dann bei der geplanten großen Konferenz die Probleme offen anzusprechen, damit wir die Meinungsverschiedenheiten endlich klären könnten. Das tat Herbert Mascher aber nicht. Er übergang dieses Thema. Wir waren uns danach alle einig: Er war in unseren Augen „fehl am Platz“.

Für uns ging die Arbeit weiter. Da Trockenzeit war, fand die Bibelschule wieder statt. Nun nahmen wir die Frauen mit zum Unterricht, wenn auch getrennt von ihren Männern. Eine Schweizerin hatte die Hauptverantwortung für die Frauen übernommen. Wir teilten die Frauen in zwei Gruppen auf. Eine Gruppe davon habe ich übernommen. Wir wollten das Fach Lesen und Schreiben beibehalten, die Frauen benötigten noch mehr Übung. Hinzu kam Kochunterricht, ganz besonders die Zubereitung von Babynahrung. Alles mit Zutaten, die sie zur Verfügung hatten. Das Problem mit den abrupt abgestellten Babys, habe ich ja schon beschrieben. Es war nötig, den Frauen aufzuzeigen, dass ihr Kleinkinder nach dem Stillen unbedingt eine leichte Nahrung brauchten. Hygiene, besonders für Babys und Kleinkinder war ein weiteres wichtiges Fach, außerdem die Anatomie der Frau und alle Zusammenhänge von Zyklus und Schwangerschaft.

Wir wollten aber unbedingt erreichen, dass die Frauen dem Unterricht ungestört folgen konnten. Darum mussten die Kinder gesondert betreut werden. Wir engagierten dafür ältere afrikanische Mädchen. Die Missionarsfrau Steiner garantierte für eine gute Betreuung. Jeden Morgen gab es ein halbes Drama, bis die Frauen ihre Kinder in diese Betreuung abgegeben hatten. Afrikanische Frauen kennen keine Babysitter. Ich brauchte für unsere drei auch keine besondere Betreuung. Die

Jungen gingen zur Schule und Claudia spielte unter der Aufsicht von Frau Steiner mit den Steinerkindern. In einer Klasse der Bibelschüler gab ich auch noch ~~Koch~~unterricht. Diese jungen Männer hatten alle noch keine Schule besucht. Sie brauchten darum außer biblische Themen noch etwas Allgemeinbildung.

Mein Tag war reichlich ausgefüllt. Ab April 1963 bereiteten wir uns auch wieder für den Heimaturlaub vor. Für Rudi und mich war das kein Problem. Unsere warme Garderobe hing im Kleiderschrank, aber für die Kinder musste ich vorsorgen. Jetzt hatte ich mir zeitig Anoraks für die drei zuschicken lassen. Claudia fand die Strumpfhose besonders schick. Für Matthias und Thomas nähte ich sogar flotte Schlägermützen aus Cordstoff. Mitte Mai flogen wir wieder mit dem Flugzeug. In Düsseldorf holte uns ein Mann aus meiner Heimatgemeinde mit dem Auto ab. Er selbst gehörte zur Baptistengemeinde Heeren und hatte ein Taxiunternehmen. In den folgenden Urlaubsmonaten wohnten wir fast nur bei meiner Mutter. Manchmal wurde es doch reichlich eng, aber im Sommer konnten die Kinder in den Garten, der zu meinem elterlichen Haus gehörte. Erst wesentlich später mietete die Mission für Missionare im Urlaub eine Wohnung an. Da waren wir aber schon lange nicht mehr in Afrika und Herbert Mascher war nicht mehr im Komitee.

Wie immer während eines Heimaturlaubs mussten wir Gemeindebesuche machen. Rudi hatte eine Diaserie zusammengestellt. Wir sollten in den Gemeinden für die Mission werben. Dieses Mal hatten wir es aber leichter. Ein Pastor aus einer Baptistengemeinde hatte Geld für einen VW-Käfer zur Verfügung gestellt. Dieses Auto stellte man uns für die Zeit des Aufenthalts zur Verfügung. Welch eine Erleichterung! So war die Besuchertour nicht mehr ganz so anstrengend. Im Auftrag des Komitees konnte Rudi am Ende unseres Urlaubs einen Opel-Kadett-Kombi kaufen. Den nahmen wir für die Station Maroua mit nach Afrika.

Jetzt kommt eine Erinnerung, die ich gerne wegschieben würde. Sie gehört aber zu unserem Leben. Ich schrieb schon von Differenzen unter den Missionaren. Beim Antritt unseres Urlaubs konnten wir dieses Thema beiseite schieben. Während unserer Abwesenheit hatten sich die anderen Missionare gegen uns beide verbündet. Sie schrieben einen Brief an das Komitee, wir wären nicht mehr in ihrer Gemeinschaft tragbar. Rudi, der Feldleiter war, sei arrogant und überheblich. Seine Bibelübersetzungen seien nicht das, was die Afrikaner brauchten. Sie würden ausschließlich das Testament von Roulet (in schwer verständlichem Maroua-Ful) einsetzen. Außerdem solle er den Heiligen Geist akzeptieren, weil er doch einer, so wörtlich „Missionarin, die im Segen viele Jahre in Afrika gearbeitet habe, gesagt hat, es käme nicht auf den Heiligen Geist an, sondern auf eine korrekte Grammatik.“ Außerdem meinten sie, Rudi und ich seien geistliche Hungerkünstler. Ich erinnere mich noch an das Gefühl, als wir beide vor dem Komitee saßen wie auf einer Anklagebank. Ich bin irgendwann hinausgestürmt und wie eine Irre durch die Straßen Düsseldorfs gelaufen.

Wir standen doch kurz vor unserer Rückreise. Wie froh bin ich noch heute, dass Rudi solche Situationen mit Ruhe und Bedacht angehen konnte. Seine Einstellung war: Gott hat mich in diese Arbeit gerufen, darum gebe ich nicht auf.

Die Rückreise war in der Weihnachtszeit. Am 27. Dezember ging in Amsterdam das Schiff nach Afrika. Es war ein holländischer Frachter. Auf ihm waren wir die einzigen Passagiere. In Douala konnten wir Gepäck und Auto schnell durch den Zoll bringen. In wenigen Tagen waren in Maroua. Auf der Station begrüßte uns Ehepaar Hamp. Sie waren während unseres Urlaubs als Missionare nach Afrika gekommen.

Sobald es möglich war, haben wir alle Missionare zusammengerufen. Wir wollten schnell klärende Gespräche. Diese Gespräche führten wir dann auch. Es wurde hart diskutiert, aber als Ergebnis fand eine gegenseitige Vergebung statt. Ich erinnere mich noch, dass wir danach gemeinsam Abendmahl gefeiert haben und uns dabei frei in die Augen blicken konnten. Von diesem Moment an hatten wir eine sehr gute Zusammenarbeit.

Sicher war ein Satz von den Komiteemitgliedern, den sie allen ausreisenden Missionaren mitgegeben hatten, mit Schuld an diesen Unstimmigkeiten und Differenzen. Der Satz lautete: „Nehmt euch vor Kassühlkes ich acht, die wollen über alle bestimmen.“

So eine mangelnde Loyalität seitens der Leitung war nicht sehr förderlich. Das hatten wir erst bei dieser Aussprache erfahren und konnten erst dann Stellung beziehen und manche Dinge richtig stellen.

In einem Brief Anfang Januar 1964 schreibe ich: „Schon vor einer Woche hatten wir die fällige Aussprache mit allen Kollegen und Krankenschwestern. Ergebnis: . . . Manches beruht einfach auf Missverständnissen. Zum Schluss waren wir uns einig, dass es so nicht weitergehen kann. Jeder hat von jedem gespürt. Der Wille sich zu verstehen, hat absoluten Vorrang. Wir haben Gott darum gebeten, er möge uns mit ihm einen neuen Anfang beschenken.“

Für Matthias und Thomas begann der Aufenthalt mit Schulferien. Matthias war in Deutschland zur Schule gegangen, in die zweite Klasse. Beide hatten aber in den Monaten in Deutschland das Französische total vergessen. Wir engagierten einen Lehrer aus Südkamerun, um Matthias und Thomas in die französische Sprache wieder einzuführen. Unsere Söhne verstanden sich glücklicherweise sehr gut mit diesem Lehrer, darum konnten beide am Ende der Schulferien wieder problemlos dem französischsprachigen Unterricht folgen. Sie gingen gerne zur Schule. Nachmittags habe ich wieder mit ihnen in Deutsch Diktat und Aufsatz geübt. Lektüre in Deutsch hatten sie ausreichend. Sie lasen zu Hause deutsche Kinderbücher.



Thomas Klassenkameradinnen

Da Trockenzeit war, war die Bibelschule auch wieder aktiv. Mit Rudi zusammen fuhr ich jeden Morgen nach Djarengol. Claudia kam wieder mit. Sie freute sich auf den Kinderhort der afrikanischen Kinder.

Ich habe schon über junge Männer aus der Leseklasse geschrieben, die mir Freude machten. Elli wohnte in Salak. Er bekannte sich öffentlich zu seinem Glauben an Jesus und las seinen Nachbarn aus den Evangelien vor. Einige bekehrten sich und Eli gab ihnen Lese- und Schreibunterricht. Im August 1964 war es so weit. Neun junge Männer und zwei Frauen wurden getauft. Die Gemeinde wuchs weiter. Ich erinnere mich an die Besuche in Salak. Sie hatten eine große Rundhütte als Gottesdienstraum gestaltet. Mit den Christen dort erlebte ich einmal eine sehr beeindruckende Abendmahlsfeier. Man spürte die Gegenwart des Heiligen Geistes.

In der Regenzeit setzte Rudi sich wieder an die Übersetzungsarbeit. Das Neue Testament war abgeschlossen. Also waren jetzt die Erzvätergeschichten an der Reihe.

Herbert Mascher war mit Rudis Übersetzungsarbeiten nicht einverstanden. Immer wieder schrieb er Rudi: „Du solltest mehr missionieren und nicht so viel Zeit im Büro verbringen.“ Seine Argumente waren uns allen unverständlich. Rudi schrieb nur zurück: „Wichtig ist, den Leuten die Bibel in die Hand zu geben und in der Bibelschule Katechisten auszubilden. Das Ergebnis ist, in vielen Dörfern wird das Evangelium verkündigt. Ein Missionar kann nie so viele Menschen erreichen.“ Aber Herbert Mascher behielt seine „Meinung“. Missionare, die während dieser Zeit in den Urlaub fuhren, wurden von ihm gefragt: „Was arbeitet der Kassühlke eigentlich? Er genießt wohl nur sein schönes Haus.“ Solche „Sprüche“ wurden uns von den Kollegen natürlich zugetragen. Ein gutes Verhältnis zum Komitee entstand dadurch natürlich nicht.

Ständig gab es Konflikte zwischen Missionaren und Heimatkomitee. Das neueste Streitthema war Polygamie. In Zidim war ein Mann, der Christ geworden war und sich taufen lassen wollte. Wir Missionare waren der Meinung, dass er mit den anderen Neubekehrten auch getauft werden sollte. Es war sein sehnlichster Wunsch, weil er eine radikale Umkehr in seinem Leben erlebt hatte. Es gab aber ein Problem: Er hatte zwei Frauen, er lebte also polygam. Leider hatte der Missionar von diesem Mann in einem Brief nach Deutschland berichtet. Wir konnten dem Mann aus Zidim doch nicht sagen: „Du musst deine zweite Frau fortschicken.“ Diese Frau wäre dann ohne Versorgung gewesen. Unser Vorschlag war, dass Männer, die schon vor ihrer Bekehrung mehrere Frauen hatten, getauft werden und als Mitglieder der Gemeinde aufgenommen werden sollten. Vom Komitee kam die Anordnung, diesen Mann nicht zu taufen. Polygam lebende Menschen dürften nicht einer Gemeinde angehören. Wir waren froh, dass dieser Mann obwohl darüber sehr traurig, sich trotzdem weiter zur Gemeinde hielt. Darüber hinaus evangelisierte er kräftig und durch ihn sind viele zum Glauben an Jesus geführt worden. Wo setzt nun die Liebe Jesu an? Wir Missionare waren über den Befehl des Komitees empört.

Wir wussten es noch nicht, aber unser Abschied von der Mission stand bevor. Aus einem Brief, den ich an die Leiterin des Frauendienstes der Gemeinden schreibe, zitiere ich: „Unsere Lage ist so verworren; ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll ...“

In Nordkamerun lief die Arbeit inzwischen reibungslos und erfolgreich: Wir Missionare hatten gelernt, uns gegenseitig zu respektieren, die Bibelschule lief gut, die Übersetzungsarbeiten der Bibel kamen gut voran und für das kommende Jahr war geplant, auf unserer Station eine Ausbildung für afrikanische Pastoren zu beginnen.

Anfang Dezember 1964 bekam Rudi einen Brief von Herbert Mascher, in dem stand: „Wir haben beschlossen, dass du im April nach Douala gehst.“ Das kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Rudi hatte zwar schon im März des vorigen Jahres von Pastor Mbende, den er in Jaunde getroffen hatte, gehört, dass Herbert Mascher mit ihm über unsere Versetzung nach Douala korrespondiert hatte. Außerdem schrieb Bernd Jansen im Oktober aus seinem Heimaturlaub: „Wie ist es nun, wann geht ihr nach Douala? Mein Bruder, selbst Pastor, erzählte von unserer Übersetzung, als er von einer Pastorentagung zurückkam.“ Wir hatten es nie ernst genommen, weil Herbert Mascher uns gegenüber darüber kein Wort verloren hatte.

Rudi hat nach dem Brief von Herbert Mascher auch sofort dem Komitee zurück geschrieben. In diesem Brief hat er versucht, deutlich zu machen, warum er nicht nach Douala gehen konnte: Kein anderer aus unserer Mission war zu diesem Zeitpunkt in der Lage, den Unterricht in der Bibelschule zu übernehmen. Keiner unserer Missionare konnte ausreichend Ful, um in dieser Sprache zu unterrichten. Niemand hätte den Aufbau der geplanten Pastorenausbildung übernehmen können. Rudi hatte ihnen auch geschrieben, dass ihre Handlungsweise an Vertrauensbruch grenze. Sein Schlusssatz lautete: „Auf keinen Fall sind Missionare Befehlsempfänger des Komitees.“

Auch das Feldkomitee, also alle Missionarskollegen, die in Nordkamerun arbeiteten, verfasste einen Brief an die Missionsleitung. In dem Brief brachten sie zum Ausdruck, dass alle schockiert waren über die Art, wie das Heimatkomitee einsame Beschlüsse gefasst hatte und auch über den Umgangston der Leitung. In diesem Brief stand wörtlich: „Wir brauchen Rudi Kassühlke hier in Maroua.“

Es kam zu weiteren Verwicklungen und Missverständnissen. Bevor diese Briefe geschrieben wurden, stand es um die Finanzen auf dem Missionsfeld wieder sehr schlecht. Von der Missionsleitung kam wieder kein Geld, das Bankkonto war überzogen. Weiteres Geld konnten wir von der Bank in Maroua nicht bekommen. Die vorgesehenen Bauten konnten nicht weitergeführt werden.

Nun hatten wir gleichzeitig in Maroua zwei junge Männer aus Deutschland, die für zwei Jahre gekommen waren, um mit ihrem handwerklichen Geschick zu helfen. Sie wollten zwei Jahre auf Taschengeldebasis bei uns in Nordkamerun arbeiten. Diese beiden jungen Männer wären gezwungen gewesen, Däumchen zu drehen, weil alle Bauarbeiten wegen des fehlenden Geldes nicht weitergeführt werden konnten. In Maroua lagerte Holz, das man für Dachkonstruktionen nicht verwenden konnte. Darum schreinerten die beiden daraus Möbel für die Missionarswohnungen,

Möbel, die bekanntlich überall fehlten. Manfred war Möbelschreiner. Ihm hat es Spaß gemacht, seine Fachkenntnisse einzusetzen und er war froh, dass er eine sinnvolle Beschäftigung hatte.

So wunderten wir uns doch sehr, als aus Deutschland die Anfrage kam, warum Rudi die beiden in Maroua festgehalten habe. Darüber war Rudi verärgert. Er hatte doch eine Notlösung gefunden. Die Antwort von Herbert Mascher ließ erkennen, dass er sich auch über die Finanzen nicht richtig informiert hatte. Er versuchte, anhand von Daten aus der Buchhaltung zu beweisen, dass wir immer genügend Geld auf dem Konto gehabt hätten. Der Schlusssatz von Herbert Mascher war: „Wenn du mir eine objektive Antwort geben willst, musst du sie vor dem Herrn erwägen.“ Dieser seltsam formulierte Satz war eine eindeutige Schuldzuweisung. Auf diese Weise wollten die Komiteemitglieder alle Schuld an ihrer schlechten Finanzpolitik zurückweisen und an Rudi abschieben.

Viele Briefe vermehrten noch die vorhandenen Unstimmigkeiten. Ich bekam sogar einen persönlichen Brief von Herbert Mascher, in dem er mir die Frauenarbeit in Douala schmackhaft machen wollte. Man würde mich dort brauchen, meinte er. Für mich war das ein äußerst primitiver Versuch, mich gegen meinen Partner aufzuhetzen. Ich habe ihm brieflich deutlich meinen Ärger darüber zu verstehen gegeben.

Von allen Seiten bekamen die Komiteemitglieder Briefe, in denen ihnen aufgeführt wurde, Rudi Kassühlke müsse in Maroua bleiben, dort sei sein Platz, dort würden seine Gaben gebraucht. Die Leute aus Deutschland wussten alle diese Briefe auf ihre Weise zu umzudeuten. Sie meinten, Rudi hätte alle aufgehetzt, es wäre von ihm initiiert, bis schließlich ein deutlicher Brief mit Protokoll vom Komitee in Deutschland ankam:

„Wir haben nicht die Meinung der Missionskonferenz erfragt ... Das Verbleiben von Rudi Kassühlke auf dem Nordfeld ist nach Meinung des Komitees nicht mehr tragbar. Nachdem in der Vergangenheit bei mancherlei Unregelmäßigkeiten Geduld und Nachsicht geübt worden sind, ist das Vertrauen in die besonders gelagerte Arbeit des Nordfelds und der Feldleitung durch Rudi Kassühlke erschüttert. Wesentlich dazu beigetragen hat seine direktive Handlungsweise. Unter den anders gearteten Verhältnissen des Südfeldes möchten wir Rudi Kassühlke Gelegenheit geben, seine Berufung für den Missionsdienst zu bewähren. Sein Gehalt wird ab 1.6. aus der Kasse des Südfeldes bezahlt.“

Dann folgte ein persönlicher Brief von Herbert Mascher. Er schreibt: „Wenn wir immer Geduld und Nachsicht geübt haben, lag darin die Hoffnung auf Besserung...“

Er glaube auch nicht an eine Einheit unter den Missionaren. Das könne nur daran liegen, dass Rudi ihnen nicht die Briefe des Komitees vorgelegt habe. Weiter beschuldigte er Rudi, dass er viele Unwahrheiten unter den Missionaren verbreitet habe.

Das war in unseren Augen übelste Nachrede. Was sollten wir machen? Alle Missionare waren empört. Wir hatten beschlossen, dass wir nicht nach Douala gehen würden. Was sollte Rudi dort? Der Posten, den Rudi dort übernommen hätte, bestand vorwiegend aus Verwaltungsarbeit. Rudis Begabungen entsprach das nicht. Seine Gabe, die Gott ihm geschenkt hatte, war sein Umgang mit Sprachen. In Maroua konnten wir nicht bleiben. Wir brauchten das monatliche Gehalt für unseren Lebensunterhalt.

Der erste Kassierer der Missionsgesellschaft, ein Hotelbesitzer namens Winzler aus der Schweiz hatte sein Amt mit folgender Begründung abgegeben: „Mit meinen Angestellten kann ich so nicht umgehen, wie es hier mit den Missionaren geschieht.“ Herbert Mascher hatte Rudi unter anderem geschrieben, dass die Missionare ausführen müssten, was im Komitee beschlossen wurde. Sie allein hätten den Überblick.

Wie war es möglich, einem für diesen Posten so ungeeignetem Mann wie Herbert Mascher diese Position zu übergeben? Paul Schmidt, der Vorgänger im Amt Herbert Maschers, gestand uns später, er habe befürchtet, Herbert Mascher sei mit dieser Aufgabe überfordert. Jahre später haben auch andere Führungsmitglieder der Bundesleitung Rudi eingestanden, dass alles letztlich eine Auseinandersetzung zwischen Rudi und Herbert Mascher gewesen sei. Einen Mann hätte man opfern müssen und da sei Rudis Weggang wohl das kleinere Übel gewesen. An einer Frage bin ich damals fast zerbrochen: Können Pastoren so unmenschlich reagieren? Haben diese Männer denn

nach dem Willen Gottes gefragt? Heute habe ich über diese Fragen zur Ruhe gefunden, aber es schmerzte noch lange genug.

Im Mai 1965 sind wir wieder in Deutschland angekommen. Rudi meinte damals, er könne alle Missverständnisse mit dem Komitee klären, um dann wieder ausreisen zu können. Zu jedem Treff mit dem Komitee fuhr Rudi alleine. Ich hätte die „Anklagebank“ nicht mehr ertragen können. Der Entschluss stand ja von Anfang an fest, dass Rudi geopfert werden musste. Das hat er bald selbst erfasst, deshalb hat er am Schluss „nur“ noch um die Ful-Übersetzung gekämpft.

Wir waren nach allen Sitzungen schließlich in Weltersbach untergebracht. Vom Komitee hatte sich niemand um eine Unterkunft gekümmert, das überließ man uns selbst. Als dann feststand, dass wir in Deutschland bleiben würden, weil es in der Mission keine Möglichkeit mehr für uns gab, höre ich Claudia noch verzweifelt rufen: „Ich will nach Afrika, ich will keine Strumpfhosen anziehen.“

Wie es mit uns weitergehen sollte, hatte man Rudi ebenfalls überlassen. Das sei nicht mehr die Aufgabe des Komitees. Das bedeutete für uns, dass im Juli das letzte Gehalt von der Mission überwiesen wurde. Sie übernahmen keine Rentenversicherung und auch keine Krankenkasse.

Aber „Gott sorgt für seine Kinder“. In Weltersbach machte zur selben Zeit der Schwager des Heimleiters Urlaub. Der Heimleiter brachte Rudi mit seinem Schwager zusammen. Eduard Schütz war Dozent am Predigerseminar in Hamburg und zudem Gemeindeleiter der Gemeinde Hamburg-Hamm. Die Gemeinde hatte in dieser Zeit keinen Pastor. Eduard Schütz vermittelte Rudi an die Gemeinde. Nach einer Vorstellung wählte die Gemeinde Hamburg-Hamm Rudi als ihren Pastor. Schon im Oktober 1965 zogen wir als Familie nach Hamburg. Wir wurden dort sofort mit viel Liebe aufgenommen. Vor allem an ein älteres Ehepaar erinnere mich. Ihre väterliche und mütterliche Art tat uns nach diesen Kämpfen wohl. Was diese Liebe uns bedeutete, kann ich kaum aussprechen.

Kurze Zeit darauf bekam Rudi eine Einladung nach Berlin. Dort sollte beraten werden, wie man die vielen Bibelgesellschaften Deutschlands unter einen Hut bringen könne. Der Holländer Ype Schaf, der die Arbeit der Bibelgesellschaften in eine ganz andere Form bringen wollte, hatte diese Leute auf Rudi aufmerksam gemacht. Sie suchten jemanden, der diese Arbeit in Deutschland übernehmen könne. Ype Schaf kannte Rudi aus Kamerun. So wurde Rudi gefragt, ob er zu dieser Aufgabe bereit wäre. Seine Antwort lautete: „Vielleicht in fünf Jahren, ich habe gerade eine Gemeinde als Pastor übernommen.“ Als Rudi mir davon erzählte, wusste ich sofort, dass das Gottes neuer Weg für Rudi war.

Ein Sprichwort sagt: Gottes Mühlen mahlen langsam. Das stimmte aber bei uns nicht. Die führenden Leute aus den Bibelgesellschaften in Deutschland nahmen sofort Kontakt zu unserer baptistischen Zentrale in Bad-Homburg auf. Ich erinnere mich nur an einen Namen: „Professor Damann, Afrikanisches Institut Marburg“. Der damalige Leiter Dr. Taudt wandte sich auch gleich an Rudi, auch er war der Meinung, Rudi solle die Aufgabe einer Übersetzungsabteilung deutscher Bibelgesellschaften übernehmen.

Rudi nahm nach längeren Beratungen mit den zuständigen Leuten diese Aufgabe an. Ungefähr zwei Jahre waren wir in Hamburg, danach zogen wir nach Marburg. Diese Stadt wurde gewählt, weil dort das afrikanische Institut der Universität angegliedert war. Es stellte sich jedoch heraus, dass das Bibelhaus Stuttgart für die Übersetzungsabteilung geeigneter war. Somit stand drei Jahre später wieder ein Umzug an. 1970 bezogen wir im Filderraum in der Nähe des Flughafens von Stuttgart eine Wohnung.

Das Problem war, dass unsere Kinder bei jedem Umzug wieder einen Schulwechsel über sich ergehen lassen mussten. In Bernhausen angekommen zählten wir einmal zusammen: Für Matthias war es der neunte Schulwechsel, als er in die zweite Gymnasialklasse kam. Erstaunlicherweise blieben wir aber dann in Bernhausen über 20 Jahre.

Für Rudi waren diese Jahre als Bibelübersetzer die schönste Zeit in seinem Arbeitsleben. Schon wenige Jahre nach seinem Einstieg bei der Deutschen Bibelgesellschaft begann die Arbeit an der „Guten Nachricht“. Ein Team aus drei Übersetzern hat die Übersetzungsarbeit während aller Jahre geleitet und in der ganzen Zeit in bestem Einvernehmen zusammen gearbeitet.

Anhang:

Missionare auf der Schulbank

Vom 5. – 15. Februar trafen sich in Meiganga 30 Missionare und Pastoren. Meiganga liegt auf der halben Strecke zwischen Yaounde und Maroua. 700 Kilometer von beiden Orten entfernt, nahe der Ostgrenze des Landes. Dort befindet sich die Zentralstation der Amerikanischen Sudanmission. Der Anlass war ein etwas ungewöhnlicher: Man hatte uns eingeladen, für die paar Tage einmal nicht mehr zu unterrichten und zu predigen, sondern uns selbst wieder auf eine Schulbank zu setzen, um etwas Neues zu lernen. So machten wir uns auf den Weg, Bruder Jansen und ich. Die Lehrsäle der Theologischen Schule in Meiganga hatte man mit Hilfe von Krakenhausbetten aus Ngaoundéré in Schlafräume verwandelt. Die Belegschaft jedes Schlafsaales war bunt gemischt: Schwarze und Weiße, gesprochen wurde in 6 oder 7 verschiedenen Sprachen, und die Stimmung und brüderliche Eintracht waren ausgezeichnet.



Leiter des Kursus war Dr. Wesley Sadler vom African Writing Center in Kitwe, Rhodesien. Er ist Amerikaner. Bevor er nach Kitwe kam, war er 10 Jahre lang Missionar in Liberia. Als erster hat er in seinem Distrikt die Sprache eines Eingeborenenstammes erforscht und dann versucht, seinen Leuten das Lesen und Schreiben beizubringen. Heute besteht dort eine eifrige und selbständig weitergehende Literaturarbeit. In Kitwe wurden die Erfahrungen aus dieser Arbeit weiter ausgebaut, um auch anderen Missionen und Kirchen zu dienen. Ich will versuchen, das erarbeitete Programm hier kurz zu skizzieren.

Wie überall, so ist auch in Afrika das persönliche, mündliche Zeugnis der Christen eine unumgängliche Notwendigkeit.

Afrika ist aber ein so weiter Kontinent, und das Leben ist für einen Weißen mit so viel Schwierigkeiten verbunden, dass ein Missionar unmöglich in einem Gebiet von 50 bis 150 km Durchmesser persönlichen Kontakt mit allen Menschen haben kann. Deshalb haben sich fast alle Missionen darauf verlegt, rechtzeitig eine Anzahl von Katechisten und Evangelisten zu formen, die viel direkter und intensiver unter ihren Landsleuten wirken können. Als Handwerkszeug gab man ihnen das Neue Testament, vielleicht auch die Bibel in ihrer Sprache, einen Katechismus und ein Liederbuch, unter Umständen auch noch eine Andeutung von Lesefibel. Diese „Bibliothek“ hält natürlich keinen Vergleich aus mit den Büchern, die jeder Missionar in seinem Hause hat. Es aber auch in Afrika Tatsache, dass etwas Gelesenes viel intensiver und tiefer wirkt als Gehörtes. Wie oft hat nicht ein Missionar aus dem Gefühl der Verantwortung heraus versucht, die Lebensbedingungen in seinem Dorf zu verbessern! Und ebenso oft ist er dabei auf Unverstand und tiefeingewurzelte Vorurteile von Seiten der Bevölkerung gestoßen. Aber eine Missionsarbeit, die am Leib des Schwarzen vorbei gleich seine Seele treffen will, darf über Mangel an Erfolg nicht enttäuscht sein. Missionsarbeit betrifft immer den ganzen Menschen und darum auch seine Umgebung, seine Lebensverhältnisse. In Liberia ist es gelungen, aus einem schmutzigen, von allerlei rätselhaften Gerüchen durchzogenen unwissenden Dorf durch Bücher ein Muster von Sauberkeit, Wohlstand und Aufgeschlossenheit fürs Evangelium zu schaffen. Wir haben den Beweis davon selbst in Lichtbildern gesehen. Umso mehr interessierte uns das „Wie?“ solch eines Unternehmens.

Dr. Sadler zeigte uns, dass die Grundbedingung dazu eine gute Fibel ist. Und eine Fibel von zwanzig, dreißig Seiten kann nicht gut sein. Die Fibel muss die Eigenschaft besitzen, einen Analphabeten in höchstens drei Monaten dazu zu bringen, dass er alle Texte in seiner Sprache lesen kann, und das ist nur möglich, wenn sie ihm systematisch vertraut macht mit allen in seiner Sprache vorkommenden Silben. Das Schreiben einer Fibel ist darum eine Kunst, zu der man viel Überlegung braucht. Während der zehn Tage in Meiganga haben wir jeden Vormittag an einer solchen Fibel gearbeitet. Unter der fachkundigen Führung unseres Lehrers sind wir knapp mit dem Aufriss fertig geworden. Die Hauptsilben werden durch Bilder eingeführt. Unter dem Bild einer Frau mit einem Kind auf dem Rücken steht beispielweise das Wort „Mama“ und gleich darunter die erste Silbe „ma“. Drei solcher Bildersilben kommen pro Seite, dazu eine Silbenwiederholung ohne Bilder und ein paar kurze Sätze, die aus den bisher gelernten Silben aufgebaut sein müssen. Mit solch einem Buch gelingt das in Afrika schier Unmögliches: nämlich selbst alte Frauen zum Lesen zu bringen.

Nun hat der Afrikaner Lesen gelernt und dazu auch etwas Schreiben. Was nun? Die übliche Antwort ist: „Gebt ihm die Bibel und sein Liederbuch.“ Und gerade das ist eine Überforderung des Schwarzen. Niemand in Europa würde auf den Gedanken kommen, einem Lernanfänger als erste Lektüre die Bibel zu empfehlen. Wie viel Erwachsene in Deutschland beklagen sich über die schwerverständliche Sprache der Bibel? Selbst die modernste Übersetzung nimmt uns nicht die Arbeit ab, den Text in seinen Gedanken zu verstehen. Darum gibt dem Afrikaner zuerst einmal noch zwei kleine Büchlein mit kurzen Sätzen, die von seinem täglichen Leben handeln und seinen gelesenen Wortschatz allmählich und planmäßig erweitern. Dann kann er in kleines Buch mit einem Dutzend gutbekannter Fabeln kommen. Als nächstes sollte eine Broschüre publiziert werden, die den Leser auf schlichte Art mit dem Gottesbegriff der Bibel bekannt macht, der ihm ja in seiner eigenen Vorstellung so fremd ist. Ein Büchlein mit Geschichten aus dem Leben und Sterben Jesu, des Sohnes Gottes könnte die Fortsetzung machen, und anschließend das erste Evangelium, am besten Markus, der viel erzählt und wenig Reden wiedergibt. Was den Afrikaner dann interessiert, sind nicht theologische Kommentare über verschiedene Bücher, sondern Geschichten, die sein tägliches Leben in Zusammenhang mit der biblischen Botschaft bringen. Es schadet auch bestimmt nicht, wenn wir das Allgemeinwissen unserer Leute erweitern. Wenn man ihnen von fremden Ländern erzählt und von den Gewohnheiten der Menschen dort, sind sie Auge und Ohr, aber es bleibt doch eine ungläubige Skepsis. Wenn er dasselbe liest, schwarz auf weiß, am besten mit Abbildungen dazu, dann ist er von der Wahrheit des Berichtes überzeugt. Warum sollen wir warten, bis eine ideologische Propaganda seine Phantasie in verkehrte Bahnen leitet? Wenn er tatsächlich einmal mit solcher Literatur in Berührung kommt, soll er schon so gereift sein, dass er die Spreu vom Weizen sondern kann. Wenn eben möglich, kann man etwas später mit einer Monats- oder Wochenschrift kommen, für die er bald selbst schreiben wird. Und das muss unser Ziel sein: Afrikaner, die aus christlichem Verantwortungsbewusstsein heraus für ihre Brüder schreiben. Alle Vorarbeit des Missionars ist notwendig, muss aber notgedrungen Stückwerk und Provisorium bleiben.

Natürlich kostet es Geld, wenn man übersetzen, schreiben und vervielfältigen und bebildern will. Aber die Herstellung von Büchern in Deutschland ist auch nicht gerade billig! Vor kurzem las ich, der offizielle Katalog der Deutschen Buchmesse 1961 habe den Umfang eines Grosstadt-Telefonbuches hinter sich gelassen. Eine derartige Inflation von Druckerzeugnissen ist für afrikanische Sprachen bestimmt niemals zu erwarten. Wir sind voll von Anregungen wieder nach Maroua zurückgekommen. Werden uns unsere Brüder und Schwestern in der Heimat helfen, dass diese Anregungen in die Tat umgesetzt werden können?

Aus dem Briefwechsel mit der Missionsleitung:

Société Missionnaire Baptiste Européenne

Europäische Baptistische Missionsgesellschaft - European Baptist Missionary Society

Sitz der Missionsgesellschaft in Zürich

Böckerstrasse 17, Telefon 27 16 30

EXEKUTIV-KOMITEE

Präsident:

Rev. Henri Vincent
48 Rue de Lille
Paris (7e) Frankreich

Sekretär:

Dr. Paul Schmidt
Bödenstrasse 64
Berlin-Steglitz/Deutschland

Kasseler:

Otto Wenzler
Böckerstrasse 17
Zürich/Schweiz

Zürich, den 21. Juni 1961.

Mr. R. Kassühlke

B.P. 82

Maroua

Lieber Bruder Kassühlke,

Wir haben gestern in Bad Homburg getagt. Ihren Notruf, wonach Br. Sommerville dringend ein Auto haben sollte, haben wir besprochen.

Die Geldmittel zum Ankauf eines im Prinzip genehmigten Wagens stehen z.Z. nicht zur Verfügung. Die deutsche Jugend will das Geld sammeln, es dürfte aber nicht vor Ende des Jahres bereit liegen.

Der Jugendleiter rät davon ab (und wir schliessen uns dieser Ansicht an), das Geld aufzunehmen und den Wagen jetzt schon zu kaufen. Wenn es ruchbar würde, dass das Auto schon gekauft ist, würde die Sammlung der Jugend eingestellt und dadurch wäre die Finanzierung gefährdet. Das könnten wir nicht verantworten.

Der materiellen und seelischen Situation Br. Sommerville's wollten wir aber trotzdem Rechnung tragen. Wir haben daher beschlossen:

es sei ihm ein Pferd zu kaufen und wir ersuchen Sie den Kauf zu tätigen.

Wir hoffen, ihm ein nützliches Verbindungsmittel mit der Umwelt damit verschafft zu haben.

Ihnen und all Ihren "Busch" Genossen herzliche Grüsse.

Ihr verbundener


O. Wenzler

Kopie an Br. Reichardt

Briefe, die nur als Kohlepapier-Durchschlag vorliegen, sind eingescannt leider unleserlich. Wir mussten diese Kopien deshalb abtippen.

Der folgende Brief ist die Antwort Rudi Kassühlkes auf den vorangehenden Brief Otto Winzellers:

Rudolf Kassühlke

den 26.6.61

Herrn
Dir., Otto Winzeler
Stockerstr. 17
Z ü r i c h 1

Lieber Bruder Winzeler

Gestern bekam ich Ihren Brief mit dem Beschluss des Komitees. Ich werde Bruder Somerville dieses Angebot unterbreiten, zweifle aber sehr daran, dass er davon genau so begeistert sein wird wie das Komitee. Er hat in der letzten Regenzeit einmal den Versuch unternommen, mit einem Pferd nach Maroua zu kommen. Auf halbem Wege musste er kehrt machen, weil er sich einen Sonnenstich geholt hatte. Anschließend lag er drei oder vier Tage im Bett. Sich an ein Pferd zu gewöhnen, erfordert eine ziemliche körperliche Anstrengung, und dazu ist er nicht in der Lage. Er sagte mir öfter, es sei ihm körperlich unmöglich, einen Reifen für ein Auto aufzuziehen, und ich habe selbst gesehen, wie er sich mit einem Koffer mittlerer Größe fast unglücklich machte.

Außerdem gehört er noch zu den jungen Eheleuten, die ihre Frau nicht einmal ein paar Tage allein lassen können. Er hielt das von Anfang an für unverantwortlich. Dieses Gefühl ist in den letzten Wochen noch dadurch verstärkt worden, dass der Chef von Mofu seiner Frau angeboten hat, sie nachts zu besuchen.

Vorgestern war ich das letzte Mal in Zidim. Die Straße war schon katastrophal. Es wurde die reinste Zickzackfahrt im Schlamm. Kurz vor Zidim bekam ich dazu noch einen Kupplungsschaden, so dass ich die 130 km Rückfahrt durchs Gelände ohne Kupplung machen musste. Mit dem Opel ist während der Regenzeit nicht mehr an solche Gewalttouren zu denken. Ich habe deshalb in Soulede haltgemacht und mit Bruder Eichenberger gesprochen, der mit seinem Jeep etwa jeden Monat einmal nach den Geschwistern in Zidim sehen will.

Für einen gelegentlichen Ritt kann man zudem überall ein Pferd mieten. Es für die Station zu kaufen hat nur dann Sinn, wenn der Missionar es ständig benutzt. Es ist ja nicht allein mit dem Kauf von Pferd, Sattel und Zaumzeug getan, das Tier braucht schließlich auch einen Stall und sein tägliches Futter, und das ist in der Trockenzeit ziemlich kostspielig.

Die Grüße an die „Buschleute“ werde ich gerne ausrichten. Nehmen auch Sie ganz herzliche Grüße aus Kamerun von

I h r e m (Rudi Kassühlke)

Exemplarisch ein Brief Rudi Kassühlkes an die Missionsleitung zum leidigen Dauerthema des fehlenden Geldes:

Lieber Bruder Winzeler!

Herzlichen Dank für ihren Brief vom 14.4. Ich schicke Ihnen den Probedruck zurück. Wenn es möglich ist, würde ich ein paar kleine Änderungen vorschlagen:

- a) „Mission du Cameroun“ sollte eine Schrifttype größer sein,
- b) zwischen Adresse und Bankkonten mehr Raum lassen,
- c) „C.C.P. Douala 11.40“ hinzufügen,
- d) die Kontonummer beim C.L. der besseren Lesbarkeit willen durch Zwischenräume oder Punkte abteilen: 3 350 021 oder 3.350.021

Drei Tage nach meinem letzten Brief kam eine Summe von 300.000 CFA hier an, besten Dank. Wie ich schon geschrieben habe, fehlen jetzt noch bis Monatsende 250.000 CFA. Haben Sie herausbekommen können, warum die Sonntagsschulspende immer noch nicht überwiesen ist? Bruder Schmidt hüllt sich in diesem Punkt in hartnäckiges Schweigen. Im letzten Jahr hatten wir das schönste Theater mit der Sonntagsschulzentrale in Hamburg, weil der zweite Wagen 9 Monate nach Übermittlung des Betrages immer noch nicht gekauft war, und jetzt wird das Dispensaire in Zidim nicht fertig, weil das Geld nicht rechtzeitig kommt. Ich meine, man sollte die großzügigen Spender nicht durch derart undurchsichtige Finanzpolitik verärgern.

Ich bin damit einverstanden, dass sich in einer neuen Arbeit alles erst einmal einspielen muss, aber allmählich wird es in Deutschland damit Zeit. Keine Firma kann sich eine fünfjährige Anlaufzeit leisten. Wir stecken hier in der Klemme, und wenn man mal Fragen im Detail stellt, bekommt man eine vertröstende oder gar keine Antwort, gegebenenfalls auch eine Abfuhr. Das Traurigste dabei ist, dass sich niemand für zuständig erklärt und dass man für den ganzen Gedankenaustausch auf einen Fetzen Papier angewiesen ist.

Ich habe Ihnen das alles geschrieben im Gedenken an den offenen Austausch während der Tage in Zürich, und weil man sich irgendwie mal Luft machen muss. Was Sie damals vom „Puffer“ sagten, ist tatsächlich wahr: dem Komitee gegenüber ist man der „ewige Bettler“ und den Kollegen gegenüber der „Geizhals“, der nie Geld bewilligen will.

Für diesmal nehmen Sie bitte herzliche Grüße von

I h r e m (Rudi Kassühlke)

Herbert Maschers Brief an Inge Kassühlke, in dem er ihr die Frauenarbeit in Douala schmackhaft machen will:

Europäische Baptistische Missionsgesellschaft

Société Missionnaire Baptiste Européenne - European Baptist Missionary Society

Hauptsitz: Zürich/Schweiz

Sitz in Frankreich: 48, Rue de Lille, Paris (7e) · Sitz in Deutschland: 638 Bad Homburg v. d. H., Louisenstraße 121

Dr. Herbert Mascher
Generalsekretär

EKZEKUTIV-KOMITEE

Präsident:
Prediger Henri Vincenzi, DD
48, Rue de Lille
Paris (7e), Frankreich

Sekretär:
Prediger Carl Alder
Kasernenstr. 9A
Herisau/AR, Schweiz

Kassierer:
Bundesdir. Karl Reichardt
Bad Homburg v. d. H.
Louisenstr. 121

638 Bad Homburg v. d. H.,
Postfach 37

8. Januar 1965

Frau
Inge Kassühlke
B.P. 82
Maroua / Cameroun

Liebe Schwester Kassühlke!

Bruder Farelly hat schon vor Jahren darum gebeten, daß wir eine Schwester freistellen möchten, die einen Dienst tut in den Frauengruppen der 14 Gemeinden von Douala. Es geht wohl darum, diese Schwestern, die, wie Sie wissen, in den Gemeinden ja sehr aktiv sind, in besondere Dienste hineinzuführen, die sie selber noch nicht kennen. Als Br. Reichardt in Douala war, hat die Präsidentin der Frauengruppen auch Schw. Mäenpää angesprochen und einen Dienst für die Frauengruppen erbeten. Br. Mbende schrieb und mehrfach wieder davon, immer mit der Bitte, daß sie für ihre Frauen Hilfe erhalten. Manchmal schreibt Br. Mbende auch von der weiblichen Jugend. Ich kann nicht recht beurteilen, ob er auch noch einen besonderen Dienst meint. Jedenfalls war das von Br. Farelly ursprünglich nicht so gedacht worden. Herausgestellt hat sich allerdings, durch die Jungschararbeit von Br. Mäenpää, daß die Mädchen auch eine derartige Arbeit wünschen. Da dafür niemand zur Verfügung steht, nehmen die Mädchen zum Teil auch an den Jungenscharstunden teil.

Die Brüder des Komitees hätten nun den Wunsch, daß sie hier einen Dienst mittun möchten. Schw. Mäenpää hat ihn nicht tun können, weil sie nicht genügend Französisch sprach. Sicherlich wird dieser Dienst ein dankbarer sein und Ihnen auch dadurch erleichtert werden, daß Sie im Gegensatz zu Maroua nicht mehr Gäste aufzunehmen haben. Ich denke, daß die Hilfe, die man den Schwestern gewährt, auch eine missionarisch recht befriedigende sein wird.

Dieses darf ich Ihnen nun heute mitteilen. Ich verbinde damit meine herzlichen Grüße an Sie als

Ihr H. Mascher
(inzwischen verreist)

i.A. *Hildegard Jülich*

Inge Kassühlkes Antwort auf diesen Brief:

Maroua, den 24.1.1965

Lieber Bruder Mascher!

Ihr Brief hat mich in großes Erstaunen versetzt. Vielleicht haben Sie gar nicht überlegt, dass mein Mann alle Briefe, die ans Komitee gehen, vorher mit mir bespricht. Oder soll ich alleine nach Douala gehen? Ich finde, mein Mann hat Ihnen doch klar und deutlich seinen Entschluss mitgeteilt. Wiederum ist es auch mir unverständlich, wie Sie als Komitee den Beschluss fassen können, uns nach Douala zu schicken ohne jegliche Rücksprache mit uns. Unsere, auch meine Aufgaben sind hier in Nordkamerun. Es wäre unverantwortlich, unsere Arbeiten hier fallen zu lassen, da die politische Lage mehr als kritisch ist. Ich glaube, mein Mann hat darüber auch schon ausführlich genug geschrieben. Wir wissen ja gar nicht, wie lange wir noch hier bleiben können. Gibt es da etwas Wichtigeres als den Schwarzen Gottes Wort zu geben und Predigthelfer auszubilden?

Was die Arbeit im Süden anbetrifft, so sollen die Gemeinden endlich versuchen, auf eigenen Beinen zu stehen. Ich sehe für mich dort keine Aufgabe. Das ist nicht nur unsere Meinung. Wir haben schon seit langer Zeit mit vielen maßgeblichen Leuten darüber diskutiert. Auch das kommt im Brief meines Mannes deutlich zum Ausdruck.

Wollen wir vielleicht die ganze Sache auch einmal vom Standpunkt der Hausfrau und Mutter sehen. Wie stellen Sie sich den Umzug vor? Wie sollen wir die Arbeit körperlich schaffen? Ich glaube, wir Missionare müssen gerade oft genug ein- und auspacken. Da sind wir froh, einmal drei Jahre an einer Stelle bleiben zu dürfen. Der letzte Urlaub ist mir jetzt noch ein Alptraum, zumal für die Missionare noch immer keine annehmbaren Wohnverhältnisse geschaffen sind. Wie soll es mit den Kindern werden? Die Verantwortung für die Kinder kann mir niemand abnehmen. Jetzt haben sie sich gerade hier in der Schule eingefunden. Glauben Sie ja nicht, dass diese Verhältnisse für unsere Kinder einfach sind. Mehr dürfen wir ihnen auf keinen Fall zumuten.

Und doch würden uns diese Überlegungen nicht bestimmen, wenn wir unsere Arbeit im Süden sähen. Was unser angewiesener Weg von Gott ist, können Sie als Komitee **nicht** bestimmen. Von einem Austausch war in Ihren Briefen bisher keine Rede. Wir lasen nur: „Wir haben beschlossen - - - Wir haben im Urlaub ja wohl geäußert, nach Douala gehen zudürfen. Ich habe aber schon damals gewusst, dass es ein „Gott davonlaufen“ gewesen wäre.

Nun zu der Aussicht, dass ich keine Gäste mehr zu bewirten brauchte. Habe ich mich jemals über diese Arbeit beklagt? Ich habe höchstens unsere Geschwister um Verständnis gebeten. Und Verständnis finde ich jetzt von allen Seiten. Auch hier weiß ich im eine Aufgabe, die Gott mir zugewiesen hat. Ich durfte erfahren, dass Gott uns seine Freude nicht vorenthält.

Schon lange wollte ich Ihnen in einer anderen Sache schreiben. Seit Monat Mai bezahle ich Licht, Wasser und Seifenpulver für Bruder Czerwonka. Wann wird das Komitee uns das Geld zusagen? Oft genug habe ich für Bruder Müller auch gesorgt. Außerdem fragen unsere Boys seit Monaten nach einer Vergütung für ihre Arbeit. Da ist es doch beschämend sagen zu müssen, dass sie in der Heimat das Geld immer noch nicht bewilligt haben. Falls Sie der Meinung sind, wir müssten das aus unserer Tasche bezahlen, dann bitte ich doch herzlich um eine baldige Nachricht. Im Grunde arbeiten wir alle auf Taschengeldebasis. Das soll keine Klage sein, aber von unserem Geld kann ich nichts anderes mehr bestreiten. Da wir ja noch im vorigen Jahr den Überfluss in

Deutschland gesehen haben, können wir diese Geldangelegenheit nicht ganz verstehen. Was ich bei Ihrer Verneinung vorhabe, entspricht nicht unserer inneren Ordnung. Ich bin aber fest entschlossen, das Geld anderweitig zu erbeten. Es ist sicher nicht im Sinne unserer Geschwister, dass wir auch für die Handwerkerbrüder aufkommen müssen. Übrigens ist bei der S U M der Verpflegungssatz auch 15 000 Fr. Da Geschwister Ostertag einige Monate für Bruder Müller gesorgt haben, warten sie auch auf eine Nachzahlung. Wir sind als M B E in eine ganz üble Nachrede gekommen, da Sie in der Heimat so lange gezögert haben und bis heute noch zögern. Das ist uns Missionaren mehr als peinlich.

Sie können mir glauben, dass dieser Zustand nervenaufreibend ist. Um der Arbeit willen sollte es zu einer baldigen Aussprache kommen. Ich hätte noch eine ganze Menge auf dem Herzen. Schon in der Heimat hätte ich reden sollen. Oder glauben Sie, mich ließe es gleichgültig, wenn Sie meinen Manna wie einen Sonntagsschüler und Prügelknaben behandeln? Nebenbei bemerkt, das war in der Heimat und nicht unter Einfluss der Tropensonne. Sie mögen sich dessen gar nicht bewusst sein, aber es ist so. Erwachsene Personen kann man so nicht behandeln. Es ist nur schade, dass man das alles schreiben muss und nicht persönlich sprechen kann. Bei einem persönlichen Gespräch würden sicher manche Missverständnisse beseitigt. Dieser Brief wäre nicht geschrieben worden, wenn Sie mich nicht angeschrieben hätten. Eine ganze Woche habe ich Zeit gelassen, um nicht aus der ersten Erregung zu schreiben. Um der Arbeit willen muss es alles gesagt werden. Jetzt kann ich nicht länger alles in mich hineinfressen, einmal ist das Maß voll.

In der Hoffnung, dass es nun bald zu einem Aufeinanderhören kommt, und dass Sie meinen Brief so verstehen, was ich sagen wollte, möchte ich Sie herzlich grüßen. Grüßen Sie bitte auch Ihre Gattin von mir

I h r e (Inge Kassühlke)

Ein Brief von Artur Gerdawischke an die Missionsleitung zur Verteidigung seines Kollegen Rudi Kassühlke:

Artur Gerdawischke

An das
Exekutiv-Komitee
der E. B. M.

Dagai, den 20.2.1965

Liebe Brüder !

Zunächst möchte ich Ihnen den Erhalt des Protokolls Ihrer Sitzung vom 21.1.1965 in Zürich bestätigen.

Der Inhalt dieses Protokolls, vorwiegend das unter 4. Angeführte, hat uns persönlich sehr erschüttert. Soweit ich Geschwister der anderen Stationen gesprochen habe, geht es ihnen genauso.

Durch Bruder Kassühlke habe ich erfahren, was ihm zum Vorwurf gemacht wird. Ich kenne auch den Inhalt der Briefe, die Bruder Mascher am 29.1.1965 an Bruder Kassühlke gerichtet hat. Wie ich aus diesen Schreiben ersehe, wird Bruder Kassühlke zum Vorwurf gemacht, dass Bruder Czerwonka in Maroua Möbel gemacht hat und nicht nach Mokolo gegangen ist. Die Begründung von Bruder Kassühlke, dass kein Geld vorhanden war, um

das erforderliche Holz zu beschaffen, wird als unwahr bezeichnet. Da es sich hier um Geldangelegenheiten handelt, sehe ich mich veranlasst, hierzu Stellung zu nehmen. Ich verstehe diese Vorwürfe gegen Bruder Kassühlke nicht recht, denn mit Schreiben vom 4.1.1965 habe ich Bruder Mascher mitgeteilt, dass wir Bruder Czerwonka in Mokolo nicht einsetzen konnten, weil wir kein Geld hatten, um das erforderliche Holz zu beschaffen, und ich mich geweigert habe, bei der damaligen Finanzsituation Material zu beschaffen, solange die Finanzierung nicht gesichert ist. Außerdem wurde Bruder Czerwonka seinerzeit mir unterstellt, somit müssten mich diese Vorwürfe treffen und nicht Bruder Kassühlke. Ich habe den Eindruck, dass die finanzielle Situation des Jahres 1964 auf dem Nordfeld falsch eingeschätzt wird.

Um Ihnen einen Überblick über die finanzielle Lage der Feldkasse am Ende eines jeden Monats zu geben, übersende ich Ihnen in der Anlage eine Aufstellung der monatlichen Abschlüsse der Geld- und auch der Baukasse. Ich möchte noch darauf hinweisen, dass die Gehälter am Anfang des Monats bezahlt werden, so dass von dem am Monatsende gegebenen Saldo noch die im folgenden Monat unter Ausgaben angegebene Summe für Gehälter in Abzug zu bringen ist. Dabei ergibt sich, dass wir in den meisten Fällen am Monatsende beim Zusammennehmen beider Kassen kaum ausreichend Geld hatten zur Zahlung der Gehälter. Weiter gebe ich Ihnen neben dem am Monatsende verbleibenden Saldo beider Kassen noch die Höhe der unbezahlten Rechnungen an.

Weiter wäre noch zu sagen, dass die Gelder von „Brot für die Welt“ uns auf das Missionskonto überwiesen worden sind und nicht auf das Baukonto. Dadurch liefen diese Gelder durch die Abrechnungen der Feldkasse. Da das Missionskonto zu der Zeit, wegen des hohen Defizits im Budget stark überzogen war, war es uns unmöglich, die Baugelder unverzüglich auf das Baukonto zu überweisen. Somit lief ein großer Teil der Gelder von „Brot für die Welt“ bis zum Ende des Jahres durch die monatlichen Abrechnungen.

Um Bruder Reichardt ein klares Bild über die Situation der Feldkasse zu geben, habe ich ihm am 30.10.1964 eine Aufstellung über die Einnahmen und Ausgaben der Feldkasse für die Zeit vom 1. Januar bis 30. September 1964 geschickt. In dieser Aufstellung schließt die Feldkasse am 30.9.1964 mit einem Defizit von 1.695.453 CFA ab. Wogegen die Baukasse ein Guthaben von 2.239.910 CFA aufweist. Von dem verbleibenden Saldo von 544.457 CFA befanden sich 191.817 CFA in den Stationskassen, so dass der Feldkasse am 30. September 1964 für die Gehaltszahlung am 1.10.1964 lediglich 352.640 CFA zur Verfügung standen. An Gehälter waren am 1.10.1964 zu zahlen 452.250 CFA.

Ich möchte Sie bitten, an Hand dieser Aufstellung, die gegen Bruder Kassühlke erhobenen Vorwürfe betreffs der finanziellen Lage zu überprüfen.

Mit freundlichen Grüßen verbleibe ich im Herrn verbunden

I h r (Artur Gerdawischke)

Zum Abschluss noch ein Brief Rudi Kassühlkes an seine Kollegen in Nordkamerun, in dem er die Ergebnisse der Verhandlungen mit der Missionsleitung mitteilt und die in Kamerun verbliebene persönliche Habe der Familie Kassühlke zur Verteilung freigibt:

Weltersbach, den 30.7.65

Ihr Lieben !

Der Beschluss ist gefallen: wir bleiben in Deutschland. Trotz aller Gespräche und trotz aller Briefe aus Kamerun ist das Komitee nach wie vor der Meinung, dass ich Frieden und Harmonie auf dem Felde gestört habe und deshalb auf keinen Fall in Maroua weiter bleiben kann. Eine Anfrage in Ngaoundere blieb bisher ohne Antwort, hätte aber auch wegen der unzureichenden Schulen dort unsere Ablehnung bekommen. Malle hat geschrieben, dass man in Jaunde unter 100.000 im Monat keine Wohnung bekommen kann. Das war zu teuer. Ich soll nun eine kleine Gemeinde hier übernehmen, die meine Zeit nur halb beansprucht, und in der anderen Hälfte soll ich die Übersetzung weitermachen. Bis zu zweimal im Jahr kann ich für je einen Monat nach Kamerun, um die Arbeit zu korrigieren und mit der Kommission durcharbeiten. Mit welchen Gefühlen ich mich diesem Beschluss gefügt habe, könnt ihr euch denken. Ich habe den Brüdern klar gesagt, dass sie für ihren Beschluss verantwortlich seien. Das schlimmste ist für mich der Berg von Misstrauen hinter der ganzen Angelegenheit, den sie für uns nicht mehr wegräumen können. - Wenn ich aus Bemerkungen das richtige entnommen habe, ist auch die Kandidatur Niesen wieder erloschen. Man hatte ihm erst die Wohnung von Chiarelli in Aussicht gestellt, sie dann aber wegen einer grösseren Studentenzahl im Haus auf ein Zimmer mit winziger Kochnische beschränkt. Er hat ihnen daraufhin mitgeteilt, in einer solchen Wohnung könne er mit seinen zwei Kindern nicht leben, er hoffe, dass man ihm noch etwas anderes besorgen könne, sonst müsse er auf seinen beabsichtigten Dienst in der EBM verzichten. Wie dieser Brief aufgefasst wurde, kann ich mir lebhaft vorstellen. - Einigen Leuten in Deutschland hat Mascher gesagt, das Feld lehne sich ab, und weil es mit mir nicht mehr fertig werden könne, habe es meine Rückberufung gefordert. Er stützt sich dazu auf das Protokoll der Konferenz vom 18.5. (!)

Bei verschiedenen Leuten im Missionarat kocht es allmählich. Aber vor einer klaren Lösung scheut man zurück. Trotz aller Rettungsreisen in Europa wird auch in diesem Jahr das Geld ziemlich knapp. - Für Maroua hat man einen holländischen Bruder Vanderveen angenommen, der schon drei Jahre im Kongo im Schuldienst gestanden hat. - Ein andermal mehr zu den Fragen der Arbeit. Heute nur noch einiges zu unserm Gepäck: Da ich nicht weiss, ob Manfred zur Zeit in Maroua ist, schreibe ich euch allen. Sorgt bitte dafür, dass die restlichen Teile der Eisenbahn noch abgebaut und eingepackt werden. Vielleicht müsstet ihr noch eine kleine Kiste angefertigt werden. Im Kleiderschrank muss noch ein weisses Hyltenthemd hängen, das legt bitte mit dazu. Und dann versucht, die Sachen baldmöglichst auf den Weg zu bekommen. Mery soll alles an Kühne & Nagel in Hamburg versenden, denen ich dann meine neue Adresse mitteile.

Und hier unser "Testament": Gerti bekommt alles, was im Wohnsimmerschrank ist, ausserdem Gasherd und Flasche. Heide erhält den Wohnsinnerteppich, die Sesselkissen und Sofaaufgabe, sowie beide Teewagen. Daniel soll den Petroleumkocher haben. Daniel und Arhea sollen sich die Liegeatühle, die Lebensmittelreste und alles nicht brauchbare aus dem Magazin teilen. Meine Sommerkleidung im Kleiderschrank bewahrt bitte für meine Besuche auf. Die Waschmaschine verkauft bitte zum höchstmöglichen Preis, etwa 30.000 sollte sie noch bringen. Wegen des Geldes schreibe ich noch an Artur. Artur. Euch und allen dort vorläufig ganz herzliche Grüsse,

Eure

Börchers, Jansen, Gerdawischke.

Erst viele Jahre später, als Rudi noch beim Evangelischen Bibelwerk arbeitete, ist uns klar geworden, warum es die vielen Auseinandersetzungen in der Mission gegeben hatte.

Unsichere Menschen müssen sich immer verteidigen. Ihnen sind sichere Menschen eine Bedrohung. Und Rudi war eine sichere Persönlichkeit. Er wusste, dass sein Vater im Himmel ihm Sicherheit gab. Warum? Wenn ein Kind seinen leiblichen Vater im Kleinkindalter erlebt hat, hat es eine Sicherheit fürs Leben und dieses Vaterbild überträgt der erwachsene Mensch dann auf Gott. Darum gibt es so viele Christen, die mit einem entstellten Vaterbild Gottes leben. Deshalb konnten Rudi und auch ich die großen Enttäuschungen aus der Missionszeit ganz anders einordnen. So haben wir schließlich Frieden gefunden in Bezug auf das Thema Mission.